

HEFT

für literatur, stadt und alltag

aus dem Meer raus und
Muschelmitbringen
manche schleppen
glaube mich nicht, ihre Meeres-
anschauen möchte als die graue
daß hinter jeder Muschel ein Freund steht, ein Freund
würde bedeuten, daß ich dem Freund sehr wichtig
und mich automatisch mit schönen Zeiten verbindet, und wenn
leben und bringt mir deswegen eine Muschel mit, die er vielleicht
Aber Muscheln sind doch nicht nur hübsch anzusehen! Eine Muschel
fängt Staub für mich anstatt sein Grab in maritimer Atmosphäre zu finden
darum geht, Sch
wenigstens Blumen, Pflanzen oder Malinen und Obst darin servieren, bevorzugt natürlich den Freunden, die mir den Schildkrötenpanzer
vielleicht würde ich auch eine Wollschildkröte stricken und ihr den Panzer aufsetzen und sie dem Kind der Freunde schenken, ich sag
meistens schon fast verheiratet sind, wenn sie anfangen mit diesem Muschelquatsch, eine Zeit, in der man sie auf Dauer wol
Mann. Nach der Hochzeit ändert sich das hoffentlich, ich habe noch nicht so viele länger verheiratete Freunde. Wahrscheinlich sieh
die Kinder der Freunde öfter als die Freunde selbst, die erklären einem, also mir, dann nur noch, wie man den Nuckelflascheninha
in Videorekorder programmiert, und mit den Kindern haut man sich dann die Nächte gegenseitig um die Ohren, so wie man es früher m
Bier- statt Nuckelflaschen getan hat, während die verheirateten Freunde »mal Zeit für uns« brauchen, wie sie sagen, »mal wieder s
gehen gehen«, »einfach mal raus aus dieser Windelwüste« müssen, oder auf Kostümbällen sind. Ich würde auch Wollmuscheln stricken, wen
schrecklich kompliziert wäre, Muscheln sind ja sehr feingliedrig und ich bin genau, außerdem weiß ich im Gegensatz zu Schildkröten be
wie sie innen drin aussehen, da, wo es weich wird, aber ich denke, daß sie auch einen Darm haben und ein Herz und einen kleinen, zarte
Niemand. Warum schenkt mir eigentlich niemand mal eine lebendige Muschel? Ich würde sie Beate nennen oder Albrecht, wenn sie ein Männche
re, wenn Muscheln überhaupt ein Geschlecht haben; nicht Muschi, das wäre ja wohl geschmacklos, ich bin doch nicht Edmund Stoiber, der näm
seine Frau Muschi, habe ich gehört, dabei heißt sie Karin, damit sind doch schon ganz andere Leute fertig geworden. Beate/Albrecht hätte
eines Ohr für mich, also, falls Muscheln Ohren haben, ich glaube eigentlich nicht, im Meer gibt es ja nicht sonderlich viel Hörenswertes, aber die
wäre immer für mich da, ein richtiges Haustier eben und nebenbei auch das einzige, das ich oder vielmehr mein Körper akzeptieren würde,
mäßig allergisch auf Haare, und Fische will ich auch nicht, die haben häßliche Augen und stinken ganz sicher aus dem Mund und sagen auc
da Bla Bla, aber wenn sie vorgeben, daß es Blubb Blubb Blubb heißt – da bevorzuge ich eine taubstumme Meeresjungfrau, denn dumme bin ich ja auc
ich nicht sehen kann und nicht weiß, was ich mit meinen Haaren machen soll; auch wenn du neugierig bist, was ich mit meiner Spinne. Ich würd
sagt alles vor mich erzählen, von den Blasen im Kopf und den Problemen unterm Arm, das ist ja ein bisschen lustig, daß sie nicht, daß si
sich es lustig finde, daß es bald einen Kanzlergatten gibt, oder etwa
nebenbei Musik höre, weil dann die Sicherung rausfliegt; und
ast verne
t sich das hoff
t, die erklären ein
n die Nächte geg
uns« brauchen,
Muscheln stricken
n nicht, wie sie inn
eigentlich niemand
das wäre ja wohl geschmacklos
worden. Beate/Albrecht hätte
wäre immer für mich da
auch nicht
nme Herz
brecht alles vor

grafikdesign
 illustration
 malerei
 öffentlichkeitsarbeit
 promotion



art&design

Andreas Bauer, Melanchthonstraße 27, 99084 Erfurt, 0361-6005680

MietWohnungsZentrale
 ...mehr als nur vier Wände.



**Andreasstr. 41
 99084 Erfurt**

**Tel. 0361 / 2 11 43 81
 Fax 0361 / 2 11 43 82**

kleinformaT-kalender 2006



Im kleinformaT
 durchs nächste Jahr!

Größe: 16 x 16 cm, Spiralbindung
 mit Aufhänger, limitierte Auflage,
 handnummeriert, Preis: 12,80 EUR

Ermältlich auf der Krämerbrücke 25
 oder bestellbar unter:
www.kleinformaT.info

HENNER
 BISTRO-CAPÉ-CATERING
SANDWICHES



Montag - Freitag 09.00 - 20.00 Uhr Samstag 09.00 - 17.00 Uhr
 99084 Erfurt Weilergasse 8 www.henner-sandwiches.de

IMPRESSUM: hEft für literatur, stadt & alltag,
 Nr. 03/2005 (1. Jg.), Erscheinungsweise: viertel-
 jährlich zum Jahreszeitenbeginn, Auflage: 1.000
 Stück, kostenlos

Herausgeber: Kulturrausch Erfurt
 Redaktionsadresse: Krämerbrücke 25, 99084 Erfurt,
 Tel.: 0361-2115966, E-Mail: heft@kulturrausch.net,
 Netz: www.kulturrausch.net
 Bankverbindung Kulturrausch e.V. (hEft): Deutsche
 Bank, Erfurt, BLZ: 820 700 24, Kto: 165 430 001

Redaktion: Thomas Putz (verantwortl.), Annemarie
 Frey, Alexander Platz, Jens Keßler
 Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe: Andreas Bauer,
 Sven Gatter, Paolo Fusi, Katrin Wagner, Claudia
 Apel, Ralf Rudolffy, Poul Weygel, Stefan Werner
 Satz/Layout: Annemarie Frey, Sven Gatter, Daniel
 Tanner
 Deckblatt: Andreas Bauer
 Druck: Fehldruck Erfurt, www.fehldruck.de

Abo: Normal-Abo 10 Euro/Förder-Abo 20 Euro für
 die nächsten 4 Ausgaben. Abo ist nach Info und
 Überweisung der Summe auf o.g. Konto aktiviert
 und wird nicht automatisch verlängert.

Texte sind willkommen (max. drei Schreibmaschi-
 nenseiten), bitte auf Datenträger oder per E-Mail.
 Über eine Veröffentlichung entscheidet die Redak-
 tion. Alle Rechte bleiben bei den Autorinnen und
 Autoren.

Die in der Zeitung vertretenen Meinungen spiegeln
 nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider.
 Die Seiten 6 bis 8 und 24 bis 26 dieser Ausgabe ha-
 ben satirischen Inhalt.

Die nächste Ausgabe erscheint am 22. Dezember.
 Redaktions- und Anzeigenschluß: 25. November.




Das Projekt »hEft« wird gefördert durch
 den Fonds neue Länder der Kulturstiftung
 des Bundes.

Guten Tag, liebe Leserinnen und Leser!

Billy, Ivar, Alvine, Linnan, Värde, Mogler, Hallon, Årstid, Kura, Nosa, Svala, Tassa, Uggla, Söt, Färgglad, Kuslig, Ateles, Sagan-Hermelin, Mammut, Kryp Slända, Vikare, Löva, Ärtig, Trofast, Vessla, Glis, Ekorre, Sago-
sten, Lömsk, Träna, Sniglar, Pellejös, Titta, Måla, Blund, Bygga, Lillabo, Kludd, Mackis, Vägis, Knodd, Håbol, Dimba, Frövi, Pärla, Limbo, Fyllit, Isfall, Jojka, Hallå, Trudelutt, Mörkedal, Kilan, Kodal.

Lomen, Karlanda, Tromsö, Alvine, Leksvik, Tovik, Aneboda, Robin, Ålesund, Brekke, Vestby, Tordal, Norrebo, Mysinge, Samtid, Tistrup, Työsand, Klubbo, Klippan, Pällbo, Sirling, Alsedä, Täcka, Fällö, Rörelse, Billdal, Bladet, Tuvull, Lista, Aina, Tomellila, Laholm.

Ivar, Lycksele, Beddinge, Fågelbo, Järnvalla, Lessebo, Nilsby, Hissbro, Nyboda, Tullsta, Bromma, Poäng, Pello, Vilan, Dalby, Hästveda, Gullholmen, Hoberg, Nydal, Gunghuld, Lillberg, Klappsta, Pällbo, Pösig, Malung, Skruvsta, Olerum, Emmabo, Gubbo, Lindhult, Knivsta, Svansbo, Vilaby, Kolsvik, Laxne, Fornbro, Tunhem, Hensvik, Markör, Flärke, Pärla, Antifoni, Hellum, Jutis, Oppli, Hallon, Bärbar, Gottfrid, Tajt, Blanda, Laurila, Lyra, Forshed, Luva, Poäng, Treben, Lokka, Kloffsta, Nygård, Runar.

Olle, Aron, Harola, Bror, Balsar, Anttis, Jokk, Terje, Förby, Ture, Hedsta, Agam, Alvine, Sitta, Långås, Bitnik, Pelto, Lane, Nyled, Patrull, Borgvik, Bygel, Tidaholm, Ramdala, Värde, Omar, Bekväm, Groland, Flytta, Wilma, Rara, Beta, Morgon, Aftonstund, Knivsta, Murkla, Ivken, Gröntö,

Limbo, Issjö, Fyllit, Dipodi, Dunö, Trevling, Hallå, Arv Ugn, Karvring, Förvar, Mylonit, Kimme, Oppala, Klackbo, Lämpling – oder wie nennen Sie Ihre Kinder?

Die Redaktion

ERFURT

- 04 ANGER SÜD-WEST: Rote Laterne am Roten Berg
- 07 ANGER SÜD-WEST: Gegendarstellungen
- 08 ANGER SÜD-WEST: Das ist keine Kultur!
- 09 ANGER SÜD-WEST: Zukunft des Nordbades
- 10 REZENSION: Weltverbesserer und Sprücheklopfer
- 11 INTERVIEW: Laßt die Tschechen sprechen!
- 12 PORTRAIT: Frigid
- 13 DOMPLATZ-REPORT: Der Nazi mit dem grünen Daumen
- 14 EL EGOISTE: Blöde Natur!
- 15 TODESFEDER: Zu Gast beim Marquis de Sade von Dachwig
- 16 DIE REDAKTION EMPFIEHLT
- 18 FRAGMENTE AUS DER ABSEITSFALLE: Viele tierische Fette
- 19 KULTUR & POLITIK: Profil-Mich-Bitte-Nicht! Hartz-IV-Live
- 20 KULTUR & POLITIK: Sozialforum im Sozialforum – Interview
- 25 KULTUR & POLITIK: Ein neues Ich – die Güte Üte
- 27 FOTOSTRECKE: Menschen im Nordbad

THEMA

- 33 BLAU MACHEN von Jana Rabisch
- 33 DIE FRAGE FÜR HEUTE von Clara Ehrenwerth
- 35 IM TAL DER KÖNIGIN von Jaromir Konecny
- 37 UNTERSUCHUNG von Stefan Schütz
- 38 FARBEN von Christoph Steier
- 39 ZIGARETTENFAHRT von Maik Lippert
- 41 DER RUNDENLÄUFER von Franziska Wilhelm
- 43 BLAUE THEORIE von Kerstin Wölke
- 45 FRAU BOLTE UND HERR LÄMPEL von Till Bender
- 47 **AUTOR/INNENVERZEICHNIS**

hEft bekommt ihr an folgenden Orten in Erfurt: Stadtgarten, café togo, Steinhaus/Engelsburg, Henner Sandwiches, Antiquariat am Domplatz, Mietwohntentrale, Buchhandlung Peterknecht, Kaffee Hilgenfeld, Tiko, Bibliothek am Domplatz, Buchhandlung Tintenherz. Oder im Netz unter: www.kulturrausch.net



Tintenherz

KINDERBÜCHER UND SPIELE
KRÄMERBRÜCKE 29 99084 ERFURT
TELEFON 0361 / 346 77 53 TELEFAX 0361 / 346 77 52
buchhandlungtintenherz@arcor.de

Bewegung?



Gib't's bei uns.



Pergamentergasse 27/28, 99084 Erfurt, Tel. 0361.6 42 18 74

Fahrräder
Teile
Zubehör
Service

Business as usual

Wer wirklich noch nicht wußte, wie die bürgerliche Demokratie funktioniert, bekam das unlängst im Erfurter Stadtrat demonstriert. Der TA war das immerhin eine Meldung wert. Demnach stand für die Stadtratssitzung am 11.07.2005 als Punkt 20 auf der Tagesordnung der »Beschluß über die Billigung und die öffentliche Auslegung des Entwurfes des einfachen Bebauungsplanes HOS 527«. Dahinter verbarg sich nichts anderes als die gewollte Ansiedlung des ältesten Gewerbes der Welt im Erfurter Norden. Der Beschluß mußte eigentlich nur noch durchgenickt werden. Nur hatte OB Ruge die Rechnung ohne die TEAG gemacht, wehrte die sich doch von Anfang an vehement gegen diese Ansiedlung. Schließlich reichte ein »Telefonat unter Männern« aus, um die Sache vom Tisch zu fegen.

Nun kann man über die Notwendigkeit eines Rotlichtviertels geteilter Meinung sein, aber diese Verfahrensweise in der politischen Meinungsfindung, ist wohl eher der Regelfall, denn die Ausnahme. Politik wird nicht im Parlament, wie uns gerne suggeriert wird, sondern (im wesentlichen) unter Männern gemacht. Am Stammtisch, bei den Domstufen-Festspielen oder in der Sauna. Dabei erscheinen unsere Volksvertreter in der Regel als willige Vollstrecker der Befehle und Anweisungen der stärksten Interessenverbände. Und damit sind leider, leider nicht die Gewerkschaften gemeint. Man braucht nur aufmerksam durch die Welt zu gehen: Was irgendein Vertreter einer der großen Wirtschaftsverbände scheinbar unvorsichtigerweise herausposaunt, hat gute Chancen ein halbes Jahr später auf irgendeiner Agenda der großen »Volksparteien« zu stehen. Mit Demokratie, also Volksherrschaft, hat das nun rein gar nichts zu tun.

Das alles ist natürlich mehr als trivial, im Prinzip wissen wir das alle. Aber, wir sollten uns das immer wieder bewußt machen, wenn das nächste mal wieder irgendwo um die heilige Kuh, der *bürgerlichen* Demokratie, als beste der Welten, getanzt wird. (ap)



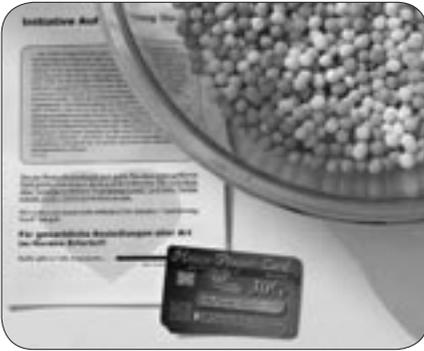
Rote Laterne am Roten Berg

Dienstleistungen in Zeiten des Notstandes: Die Stadt will ein Rotlichtviertel in Erfurts Norden, ein Konzern ist dagegen. Doch was denken die Einwohnerinnen und Einwohner über dieses Vorhaben?

Erfurt ist eine schöne Stadt. Es gibt jede Menge Sehenswürdigkeiten, Einkaufszentren, Eisdielen. Nur eines fehlt, um auf der Attraktivitätsskala mit anderen vergleichbaren Städten mithalten zu können: ein Rotlichtviertel. Dienstleistungen rund um die Uhr, für jeden Geldbeutel und für jedes Geschlecht. Diesen Notstand hat die Stadtverwaltung offenbar auch erkannt, und so gab es den Plan, um die Bunsenstraße am Roten Berg herum ein »sexgewerbliches Vergnügungsviertel« zu errichten, und damit die wilden Puffs der Landeshauptstadt zu zentralisieren und die Kundschaft zu konzentrieren. Aber der TEAG-Vorstand, dessen Hauptzentrale direkt an das geplante Rotlichtviertel angrenzt, war davon gar nicht begeistert, drohte sogar mit Abwanderung. Daraufhin wurde das Projekt zunächst auf Eis gelegt. Ein Vorgang, der tagtäglich auf der ganzen Welt passiert, ob beim Neubau eines IKEA-Möbelhauses oder bei einer beliebigen Tarifverhandlung. Daß die Anwohnerinnen und Anwohner in die Entscheidung um das

Rotlichtviertel gar nicht erst eingebunden wurden, ist ebenfalls ein normaler Vorgang, mit dem wir uns allerdings nicht abfinden wollten.

Und so gründete die *heFT*-Redaktion kurzerhand die Initiative »Aufschwung Nord«, die mit anarchistischem Gemüt der lokalen Politik etwas unter die Arme greifen sollte, indem sie sich für »gewerbliche Ansiedlungen aller Art im Norden Erfurts« stark machte. Ein Faltblatt mit teils wahnwitzigen Argumenten für ein Rotlichtviertel wurde erstellt. So könnte eine sexgewerbliche Ansiedlung nicht nur Arbeits- und Ausbildungsplätze schaffen, sondern auch einen Beitrag zur sinnvollen Freizeitgestaltung und Erhöhung der Attraktivität des Stadtteils leisten. Schließlich könnten die entstehenden Synergieeffekte sogar zum Bau einer neuen Fußballarena am Roten Berg führen. Mit einer Mischung aus Elan und Impertinenz machte sich die Initiative daran, eine Informationsveranstaltung im Wohngebiet »Roter Berg« durchzuführen. Was dabei herauskam, war nicht mehr lustig.



Fotos: Claudia Apel

Ein kleiner Campingtisch, darauf selbstkopierte Infoblätter. Es ist ein warmer Nachmittag, vor dem Einkaufszentrum am Roten Berg herrscht mäßiger Betrieb, ein paar Jugendliche trinken Bier und rauchen, die Parkplätze sind gähnend leer, im Hintergrund wartet ein schon geräumtes Punkthochhaus auf die Abrißbirne. Zunächst geht es darum, die Meinung der Leute zum Rotlichtviertel zu erfahren. Dann legen wir los: »Möchten Sie sich über unsere Initiative für ein Gewerbegebiet Bunsenstraße informieren?« fragen wir einen vorbeieilenden Passanten und bieten ihm ein Faltblatt an. Der lehnt entschieden ab. Dann aber bleibt eine ältere Frau stehen: »Was soll'n das für uns bringen? Wir hab'n doch eh kein Geld, um dahin zu gehen. Hier oben ist doch alles runter ... Die können, ziehen weg, und der Abschaum und die Alten bleiben hier wohnen. Die Jugendlichen, von oben bis unten vollgekipft, man traut sich ja gar nicht mehr auf die Straße ... Wer hier oben normal herkommt, wird nach einiger Zeit blöde.« Dann zündet sie sich eine Zigarette an.

Da mischt sich eine junge Frau ein, die, nach Aussehen und Stimme zu urteilen, schon einiges in ihrem Leben durchgemacht haben mußte: »Die machen das doch alle freiwillig. Laßt sie doch! Die verdienen hier viel mehr als in Polen oder Rußland. Wenn man keine anderen Talente hat, warum nicht? Ich kenn mich da auch aus. Das ist doch ihre freie Entscheidung.« Wir schlucken und setzen Argumente dagegen, die allerdings in solch einer Situation nur ins Leere laufen können. Die zwei Frauen dis-

kutieren impulsiv weiter, wir verteilen nebenbei weiter die Handzettel an die Passantinnen und Passanten. Einige begegnen uns mit sturer Ignoranz, andere gucken interessiert oder lesen sich die Handzettel genauer durch. Die meisten Leute nehmen unsere Aktion durchaus ernst.

Ein zirka dreißigjähriger Mann mit Brille und weißem T-Shirt, der sich später als Arzt ausgeben wird, bleibt stehen. Nein, er sei nicht dafür, daß hier ein Vergnügungsviertel entstehen soll,

»Wer hier oben normal herkommt, wird nach einiger Zeit blöde.«

denn »dann geben die langen Vierzehnjährigen ohne Ausweis ihr Geld aus, das sie nicht haben.« Während der Mann weitergeht, nehmen wir das Argument auf. Als er nach einigen Minuten wieder aus der Kaufhalle herauskommt, hat er eine Super-Illu und eine Tüte Schokobons in der Hand. Er gesellt sich wieder zu uns und will erst gehen, wenn alle Schoko-Bons aufgegessen sind. Die zwei Frauen stehen auch noch da, und so entspinnt sich ein Gespräch über den Stadtteil, in dem sie wohnen: »Hier wird doch alles immer schlimmer, zu viele Arbeitslose, die Jugend lungert auf den Straßen rum, Häuser werden abgerissen«, sagt die junge Frau, und der Mann ergänzt: »Wenn das so weitergeht, soll sogar die Straßenbahnlinie eingestellt werden. Samstag und Sonntag fahren jetzt schon keine Busse mehr. Wie sollen wir denn hier wegkommen?« Der Frust

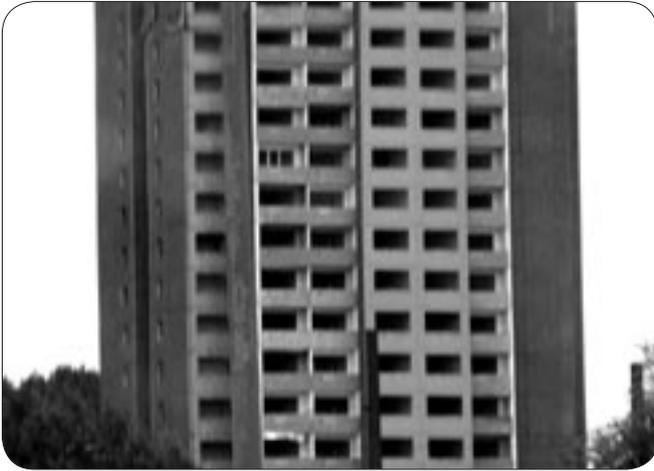
und die Bereitschaft, darüber zu reden, sind riesig.

Das Rotlichtviertel ist derweil nur noch Randthema. Wir essen Schokobons, und uns wird irgendwie bewußt, daß das hier kein Spaß mehr ist. Begonnen als lustige Anarcho-Aktion gegen die Vorgehensweise von Politik und Wirtschaft, sind wir im nicht allzu lustigen Alltag der Bewohnerinnen und Bewohner gelandet, die es eigentlich einen Scheißdreck interessiert, ob das Rotlichtviertel gebaut wird oder nicht: Luxusprobleme für die, die hier nicht wohnen.

Irgendwann haben wir genug erfahren, die Handzettel sind auch alle. Von der älteren Frau bekommen wir noch die Einladung, doch am darauffolgenden Tag wiederzukommen. Da solle nämlich das Punkthochhaus drüben mit viel Tamtam gesprengt werden. Die Zeitung und das Fernsehen hätten sich angekündigt. Sogar Tribünen seien schon aufgebaut worden. Ein vergessener Stadtteil feiert seinen Abriß – mit viel Sprengstoff.

Und was wird nun aus dem geplanten Rotlichtviertel, wenn es nicht in Erfurts Norden entstehen darf? Wir hätten da einen Vorschlag: In Erfurt-Schmira entsteht gerade ein zukünftig florierendes und sicher auch ausbaufähiges Gewerbegebiet. Auch dort gibt schon es eine Autobahnanbindung und sogar einen schönen Blick über die Stadt. Sicher würde der IKEA-Vorstand nichts dagegen haben ...

Daniel Tanner



So läßt die TEAG Arbeitsplätze hochgehen. Am 25. August ließ die Privatarmee der Stromgesellschaft ein Hochhaus sprengen, in dem sich ein alternativer Stromanbieter aus China angesiedelt hatte. Zum Zerstörungsakt wurden auf dafür errichteten Tribünen über 1000 PolitikerInnen und MedienvertreterInnen eingeladen, um ihnen zu demonstrieren, was passiert, wenn man sich gegen die Interessen der TEAG stellt. In dem Gebäude hätten 600 Per-

sonen eine Arbeitsstelle bekommen können. Die Chinesen hatten ebenso viele Fahrräder eingebaut, womit die MitarbeiterInnen fröhlich radelnd Strom, zu extrem billigen Preisen und umweltschonend, produziert hätten. Daraus wird nun nichts. Die TEAG hat sich noch einmal durchgesetzt. Für die BürgerInnen, denen eine Stelle in Aussicht gestellt worden war und nunmehr, nach Ansicht der Bayerischen Katholikenmafia als »Verbit-

te« eingestuft werden müssen, wurde von der CDU vorgeschlagen, daß sie freundlich in unterschiedliche Dörfer von Ostbayern und Slowenien als FeldarbeiterInnen zwangsumgesiedelt werden, um sie von ihrer Ostdepression zu heilen. Die Kosten für die Aktion werden natürlich durch Ersparnisse im Ausbildungsbudget des Landes Thüringen gedeckt.

(pf)

Herzlichen Glückwunsch, Herr Oberbürgermeister!

Bei einer außerdordentlichen Undercover-Recherche konnte *heft* kurz vor Redaktionsschluß einen Zusammenhang aufdecken, der die Diskussion um das geplante Rotlichtviertel in einem ganz anderen Licht erscheinen läßt und gleichzeitig Antwort auf eine Frage gibt, die ganz Erfurt in diesen Tagen bewegt: Warum wurde ein dritter Stadtwerke-Geschäftsführerposten für Manfred Ruge geschaffen?

Nach unseren Informationen war das »Gespräch unter Männern« zwischen Oberbürgermeister und TEAG-Vorstand zum Rotlichtviertel (siehe S. 4) nur ein Vorwand, um das Thema, und damit auch den Standort Roter Berg, aus der öffentlichen Diskussion zu nehmen. Zu diesem Zeitpunkt war die Entscheidung des OB, im nächsten Jahr nicht wieder zu kan-

didieren, sondern den lukrativen Geschäftsführerposten bei den Stadtwerken anzunehmen, längst gefallen. Doch warum dieses Schmierentheater?

Wie aus einem uns zugespielten internen Diskussionspapier hervorgeht, stellen sich die Hintergründe wie folgt dar: Erstens sind alle Versuche, die Magdeburger Allee als größte Einkaufsmeile Erfurts zu etablieren, gescheitert. Neue Konzepte sind gefragt. Zweitens: Die Stadtwerke haben ihren Sitz in der Magdeburger Allee und sind dringend angehalten, den Standort attraktiver zu gestalten, um neue Kundinnen und Kunden zu gewinnen. Drittens: Ein Rotlichtviertel muß her. Viertens: OB Ruge droht der erniedrigende Gang zum Arbeitsamt. In dem Papier werden diese vier Faktoren als maßgeblich für Erfurt eingestuft.

Die Konsequenzen daraus liegen auf der Hand: Die Stadtwerke planen da-

nach, die Magdeburger Allee als längste Rotlichtmeile Thüringens auszubauen. Ähnlich der Hamburger Reeperbahn soll hier zukünftig ohne Sperrstunde und Mindestlohn gearbeitet werden. Nicht nur das Thema der ungenutzten Gewerberäume in der Magdeburger Allee wäre damit vom Tisch, auch die Stadtwerke könnten sich als innovativer Ideengeber einen Namen machen. Daß für die Vorbereitung dieses gewagten Konzeptes ein erfahrener und eloquenter Geschäftsführer akquiriert werden muß, ist verständlich.

Wir beglückwünschen den Oberbürgermeister zu dieser Entscheidung und betrachten das ausgehandelte jährliche Salär von mehr als 100 000 Euro als durchaus angemessen.

(tan/ab)

GEGENDARSTELLUNGEN

Der Kulturverein »Mut für Eisenach e.V.« nimmt Stellung zu den Vorwürfen, die vom Bayerischen Ministerpräsidenten Edmund Stoiber geäußert wurden: »Daß die BürgerInnen in Eisenach dümmere sind als jene in Bayern, entspricht nicht den Tatsachen. Das haben wir durch einen wissenschaftlichen Test widerlegen können. Wir haben einen Wettbewerb initiiert, an dem EinwohnerInnen von Eisenach, Regensburg, Donaueschingen, Rosenheim und Unterhaching teilgenommen haben. Unsere BürgerInnen waren die einzigen, welche den Namen ihrer Stadt überwiegend korrekt schreiben konnten. Bei dem Versuch: »Schreibt jeweils drei Wörter, die aus mehr als vier Silben bestehen«, waren die Eisenacher die einzigen, die die Aufgabe zwar nicht bewältigen konnten, jedoch nicht nachgefragt haben, was das Wort Silben überhaupt bedeutet. Bei dem Versuch »Errichte ein Kartenschloß« haben die Eisenacher zwei Stockwerke geschafft, bevor sie monierten, daß sie für weitere Bauarbeiten Kümmerling und gewerkschaftliche Unterstützung wollen. Die bayerischen Mannschaften haben die Aufgabe mit der Begründung verweigert, »wir sind keine polnischen Hilfsarbeiter und bauen keine Schlösser« oder »Kartenschlösser darf bei uns nur die CSU oder die NPD bauen«. Lediglich bei dem Versuch: »Sag was Gescheites« haben die Eisenacher am

schlechtesten abgeschnitten. Sämtliche Bayern-Vertreter haben »FCB!« geschrien. Diesen Test verlor Eisenach, weil die Stadt leider keinen Fußballverein hat, den sie bejubeln könnte.«

Entschieden widersprach ein Vertreter der ARGE Erfurt einem verschiedentlich in der lokalen Presse kolportierten Gerücht. Demnach sollten mit dem Beginn des neuen Quartals einige grundlegende Veränderungen, sowohl in der inneren Struktur der Agentur, als auch in den internen Richtlinien für die MitarbeiterInnen über den Umgang mit ihrer Klientel in Kraft treten. Hiermit wird erstens dementiert, daß die Case-ManagerInnen ab 1. Oktober nicht grundsätzlich die Verpflichtung haben werden, sich bei ihrer Klientel für die miserable Lage auf dem Arbeitsmarkt zu entschuldigen. Zweitens entspricht es nicht der Wahrheit, daß es ab Oktober nur noch Hausbesuche geben wird (und zwar auf freiwilliger Basis), wobei es der oder dem einzelnen Arbeitslosen überlassen bleibt, ob er der jeweiligen MitarbeiterIn den Zutritt zur Behausung gewährt oder nicht. Der oder die Arbeitslose habe in diesem Zusammenhang in Zukunft auch nicht das Recht, die Agentur dazu aufzufordern, die Stütze unverzüglich zu überweisen, sie oder ihn sonst aber in Ruhe zu lassen. Und drittens könne gar keine Rede davon sein, daß die durch die Umstrukturierungsmaßnahmen (nur noch Hausbesuche) freigewordenen Räumlichkeiten an den Erfurter Zoo vermietet werden sollen. Und viertens steht es den Mit-

arbeiterInnen bis auf weiteres nicht frei, zu entscheiden, ob sie weiterhin ihrer stumpfsinnigen Tätigkeit nachgehen oder lieber ALG II beantragen wollen.

Nach einer unglücklichen Veröffentlichung im letzten *heft* über die Praxis der Erfurter PolizistInnen, mittels Drohung mit dem Abschleppdienst, Schutzgeld von den EinwohnerInnen der Altstadt zu erpressen, haben unsere Polizeikräfte tatkräftig bewiesen, daß der Bericht frei erfunden war. Der Verfasser des Artikels, Paolo Fusi, hat inzwischen einen Ausweis für sein Auto erlangt, der ihn berechtigt, im Altstadtgebiet E straffrei zu parken. Dafür hat Herr Fusi eine Gebühr an den Staat bezahlt. Ungeachtet dessen wird er seitdem fast täglich von unseren eifrigen PolizistInnen bestraft, obwohl er kein Straßenverkehrsgesetz gebrochen hat. Es entspricht aber nicht der Wahrheit, daß er privat aufgefordert wurde, Schutzgeld an einem Beamten zu zahlen, sondern er wird von der gesamten Stadt für Widrigkeiten, die er nie begangen hat, mit ca. 300 Euro pro Monat bestraft. Damit will die Erfurter Polizei belegen, daß sie nicht bestechlich, sondern konsequent und ordnungsgemäß korrupt ist und keinerlei Bezug mehr zur Gesetzlichkeit pflegt. Doch Schutzgeld muß Herr Fusi nicht mehr bezahlen. Nun ist Krieg, schützen kann ihn keiner mehr.



Stadtgarten Erfurt
 Kulturcafe-Biergarten-Saal
 Dalbergsweg 2a - 99084 Erfurt
 Tel.: 0361 / 65 31 99 88
 info@stadtgarten-erfurt.de
 www.stadtgarten-erfurt.de

Täglich ab 11 Uhr Cafe & Biergarten!

Jeden Dienstag Spieleabend
Jeden Freitag DJ im Foyer
Jeden ersten Mittwoch im Monat Lesung

G-stalterei G. Staltung & W. Rbung! ??

Erfurt · Rosengasse 1
 0160 96646026
 Sommerda · Stadtring 31
 03634/31 73 59
 www.g-stalterei.de



Illustrationen · layouts · grafikdesign · firmensignets · messebau



Das ist keine Kultur! Das ist Sozialarbeitertum!

Hat Erfurt zu viele private Kultureinrichtungen? Karl-Heinz Kindervater, ehrenamtlicher Beigeordneter für Kultur, meint: ja. Wir führten dazu kein Interview.

Herr Kindervater, Sie haben in einem Interview mit der Thüringer Allgemeinen behauptet, daß es in Erfurt zu viel Kultur gäbe ...

In der Tat denke ich, daß jene Strukturen wie der Kaisersaal, die von mir persönlich geleitet werden, den Bedarf an Kultur für eine Stadt wie Erfurt genügend decken. Zudem haben wir eine Theatersaison, deren Angebot riesigen Anklang findet – und zwar bis weit über Erfurts Grenzen hinaus.

Doch diese sind subventionierte Strukturen. Sie kosten viel Geld in einer Zeit, in der Sie bzw. die öffentliche Hand die Finanzierung von weiteren Projekten gekürzt oder sogar gestrichen haben ...

Über die Gelder, die den Strukturen zugute kommen, die mir persönlich vertrauen, um ihre gerechten Anliegen in der Politik zu vertreten, sage ich nichts, denn ich bin befangen. Ich möchte nur dazu sagen, daß in diesen Fällen Erfurt wegweisend ist. Sogar aus Neapel, Nordafrika und dem Kosovo kommen täglich Vertreter der lokalen Politik zu uns, um zu lernen, wie man Geld mit Kulturverwaltung schafft, ohne die Justiz auf sich aufmerksam zu machen. Was die angeblichen Projekte betrifft, deren Finanzierung gekürzt oder gestrichen wurden, da kann ich nicht verstehen, worauf Sie sich beziehen. Wir haben im Rahmen der Kultur gar nichts gekürzt, denn wir wissen, daß nur Kultur eine Bremse gegen farbige Gefahr ist.

Farbige Gefahr?

Alles, was bunt ist, ist gefährlich. Rote Socken, grüne Säcke, braune Uniformen, blau-weiß-gelbe Trikots, graue Sozialdemokraten, schwarze Haut ...

Herr Kindervater, Sie haben den Tod mehrerer Kulturprojekte in der Stadt

deshalb veranlaßt, weil Sie farbengestört sind?

Es waren keine Kulturprojekte, sondern zwei Kategorien von brandgefährlichen terroristischen oder anarchistischen Initiativen. Die mußten, im Namen der Kulturtradition unserer Stadt und im Interesse unserer echten Kulturprojekte, gestoppt werden. Einerseits handelt es sich um Private, die sich schleichend daran gemacht haben, sogenannte Jugendkultur und alternative Kultur in die Stadt zu infiltrieren. Das müssen wir entschieden bekämpfen, denn Deutschland hat bereits allzu viele Jugendliche, die solche bleiben, auch wenn sie älter werden. Die Kultur muß Werte

Ich meine: jahrelang haben wir in der Politik die Finanzzuschüsse zu diesen Projekten nach und nach gekürzt, und doch, sie lebten weiter und weiter. Wer steckt dahinter?

wie Verbitterung, Heuchelei, fröhliche Resignation, Denunziantentum, erheiternde Oberflächlichkeit, Unterwürfigkeit vor der politischen Macht verbreiten – was zum Beispiel mit großartigem Elan von einigen Radiosendern der Stadt durchgezogen wird. Diese privaten Veranstalter wollen damit Geld verdienen bzw. verschleudern, indem sie unserer Jugend erzählen, daß es legitim sei, kindisch und jugendhaft zu bleiben. Schlimm. Sie sind also keine Kulturprojekte gewesen, sondern Terrorismus.

Wie bitte?

Ich stelle die Frage in den Raum, da keine Sau, von allen die ich kenne, zu irgendeiner dieser anarchistischen Veranstaltungen geht. Wie haben sie sich

vorher finanziert? Ich meine: jahrelang haben wir in der Politik die Finanzzuschüsse zu diesen Projekten nach und nach gekürzt, und doch, sie lebten weiter und weiter. Wer steckt dahinter? Al-Qaida, die uns alle weich und kindisch kriegen will? Die Chinesen, die unsere militärischen Tugenden im Keim ersticken wollen?

Doch einige Projekte, die zum Beispiel im Norden der Stadt die Jugend betreut haben ...

Das ist keine Kultur! Das ist Sozialarbeitertum! Das sind Almosen der Zuneigung, die jene Leute zu Hause nicht bekommen haben! Und wissen Sie, warum? Weil ihre Eltern so beschäftigt waren, sich gewerkschaftlich zu organisieren, gegen den Staat zu protestieren oder schlechtes Bier zu trinken, sodaß sie sich um ihre Kinder nicht kümmern konnten! Sollen wir sie jetzt mit schlechter Musik füttern, sodaß sie nie den Weg zur richtigen Kultur finden werden? Lieber sollen sie zu Hause bleiben und gute deutsche Kultursendungen schauen! Für Erfurt-Nord haben wir sowieso einige neue Kulturprojekte vor, die wir in einem integrierten Programm für einen Zuneigungslieferungsdienst zusammenbringen werden. Und das wird ordentlich gefördert, das kann ich allen versprechen, denn ich und der Oberbürgermeister werden persönlich im Verwaltungsrat jener neuen Firma sitzen!

Herr Kindervater, wir danken für das Gespräch.

Gespräch? Ich bespreche gar nichts mit Ihnen. Wenn Sie im Interview behaupten, ich hätte mit Ihnen wirklich gesprochen, dann werde ich Sie verklagen, Sie graufarbiger Sozialarbeiter!

Paolo Fusi

Nur langsam steigt die Sonne aus dem Flutgraben empor, es ist ungewöhnlich kühl an diesem Morgen und sicher nicht an der Zeit, einen Ausflug ins Erfurter Nordbad zu unternehmen. Es ist sechs Uhr morgens an diesem 12. August, und auf dem weitläufigen Gelände des Freibades, das noch vollständig im Schatten liegt, herrscht bedächtige Stille. Eine Eule ruft, der Wind zwickt etwas auf der Haut, da betreten drei Unausgeschlafene die Szene und beginnen routiniert mit ihrer Arbeit. Sie reden nicht viel miteinander – denn sie kennen die Abläufe gut. Der Beckenumlauf muß von toten Fliegen und Entenkot bereinigt werden, Startblöcke und Fußbecken werden mit eiskaltem Wasser abgespritzt, die Gehwege gefegt und der Chlorgehalt in den Schwimmbecken geprüft. Krähen haben über Nacht zwei der halbvollen Müllbehälter geplündert und dabei im Umkreis von einigen Metern Plastikbecher, Stullen und Pommes Frites verteilt. Die Reste werden nun sorgfältig beseitigt, die Mülltüten ausgewechselt. Niemand der drei bedächtig Dahinarbeitenden denkt daran, daß jenes Freibad heute Geburtstag hat, immerhin seinen achtzigsten.

Als das »Volksbad am Nordpark«, wie es damals getauft wurde, 1925 der Erfurter Bevölkerung übergeben wurde, soll die Stimmung der Menschen ausgelassen gewesen sein. Etwa 16 000 pilgerten in den Norden der Stadt, um mitzuerleben, wie Oberbürgermeister Dr. Mann das bis heute größte Freibad Erfurts zur Nutzung freigab. Lang genug hatten die Menschen auf diesen Tag warten müssen. Bereits 1911 war sich der Magistrat

Im Norden nichts Neues

Das Nordbad wurde 80 Jahre alt – doch seine Zukunft steht in den Sternen

der Stadt klar darüber, daß im Erfurter Norden dringend eine Badeanlage geschaffen werden mußte. Diese sollte der Nordstadt infrastrukturell einen Aufschwung beschieren. Vor allem aber waren die Planungen mit der Einsicht verbunden, die schlechten hygienischen Bedingungen, insbesondere von Arbeiterfamilien des dichtbesiedelten und gerade eingemeindeten Ilversgehofen, zu verbessern. Mehr als ein Jahrzehnt mußte allerdings vergehen, ehe im Jahre 1923 der erste Kubikmeter Erde bewegt wurde. Daß dies zu einer Zeit, als Massenarbeitslosigkeit und horrende Finanznot in Erfurt herrschten, überhaupt geschah, war der jahrelangen Überzeugungsarbeit der Erfurter Turn- und Sportverbände zu verdanken. Den Ausschlag gaben allerdings arbeitsmarktpolitisch motivierte Forderungen des Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes. »Beschaffung von Arbeit mit Hilfe der produktiven Erwerbslosenfürsorge« hieß seinerzeit die Zauberformel. Um die Kosten von mehr als 8 Millionen Mark bewältigen zu können, wurden also Arbeitslose zum Bau der Badanlage herangezogen. Unter dem Slogan: »Öffnet die Herzen und füllet die Hände; unterstützt das Werk durch reichliche Spende!« wurde zudem die gesamte Stadtbevölkerung aufgefordert, Geld zu

spenden und sich an den Baumaßnahmen zu beteiligen. Stolz war man 1925 auf das neue Bad. Glaubt man Zeitungsberichten aus dieser Zeit, so tummelten sich im Bad damals bis zu 10 000 Menschen innerhalb eines Tages.

Solche Besucherzahlen waren bis Ende der 1980er Jahre keine Seltenheit. Marion Zwicker, seit 34 Jahren Schwimmmeisterin in Erfurter Bädern, erinnert sich sehr gut an Zeiten, als sich regelmäßig bis in den Nordpark hinein stundenlange Warteschlangen bildeten. Der absolute Gästerekord dürfte wohl in den 1960er Jahren zu finden sein, als an Spitzentagen bis zu 15 000 Menschen ins Nordbad strömten. Das mag heute verwundern. Selbst bei großer Hitze ist das Bad nicht ausgelastet. In diesem Jahr kamen an wirklich guten Tagen gerade noch 3 000 Besucher. Am Wetter kann das schwindende Interesse nicht liegen, heiße Sommer gibt es auch heute noch. Aber die Konkurrenz ist größer als früher. Da gibt es neben zwei weiteren Freibädern den Nordstrand und zahlreiche mittlerweile öffentlich zugängliche Baggerseen im Erfurter Umland.

Vielleicht ist ein entscheidender Grund aber auch, daß das Nordbad sichtlich gealtert ist. Trotz ständiger Sanierungsarbeiten in den vergangenen Jahren beschwerten sich zahlreiche Gä-



BUCHHANDLUNG
Am Aidspeicher
ANTIQUARIAT

Domplatz 24, 99084 Erfurt
Tel.: 0361 - 5 66 06 65

**Bücher jenseits der Stapelware
& Bestseller-Listen!**



NATUR
genießen

Wir bieten individuelle Menüs und Buffets aus Produkten natürlicher Herstellung.

- ernährungsbewußt
- mediterran
- ayurvedisch

norman mörstedt
Jaraczewskyst. 8 • 99096 Erfurt • Tel.: 01 62 / 3 11 48 11

ste über den maroden Zustand, über die Sanitäranlagen und fehlende Warmwaserduschen. Und tatsächlich: Das Nordbad müßte dringend saniert werden, die hintere Längsseite des Sportbeckens ist aufgrund baulicher Mängel bereits das zweite Jahr teilweise gesperrt und das Kaltwasserbecken verliert immer mehr Wasser. Bis zu 700 Kubikmeter, jeden Tag. Die müssen durch ständige Zufuhr von Frischwasser ausgeglichen werden. Der Wille, das Bad zu erhalten, ist da, versichert der zuständige Pressesprecher der Erfurter Stadtwerke Jürgen Doninger, Umbaupläne gäbe es seit langem – allein am Geld hapere es. Im Kassenbereich wurden vor kurzem sogar schon Tafeln aufgestellt, die Entwürfe einer komplett neu gestalteten Badeanlage zeigten. Sollten diese Pläne Wirklichkeit werden, würde das Nordbad erstmals in seiner Geschichte so grundlegend saniert und umgebaut werden, daß der ursprüngliche Charakter verloren ginge. Der Mittelbau samt Umkleidekabinen würde komplett abgerissen werden, einige Becken verkleinert. Stattdessen entstünde eine Kombination aus Frei- und Hallenbad, auch als Ersatzbau für

die Riethschwimmhalle. Die Sportvereine könnten sich über die verbesserten Trainingsbedingungen freuen, die Freizeitgäste über ein Bad, das sowohl bei gutem als auch bei schlechtem Wetter attraktiv wäre. Einige Denkmalschützer allerdings würden versuchen, solche Pläne zu verhindern. Ihnen ist die historische Bedeutung der Anlage zu wichtig, als daß sie durch solcherlei Umbauarbeiten völlig entstellt werden dürfte. Die Tafeln im Eingangsbereich aber sind vorerst wieder verschwunden.

Wie zu Beginn der 1920er Jahre hat die Stadt kein Geld, und diesmal, so scheint es, auch nicht die entsprechende Entschlossenheit. Auch hört man von den Sportverbänden wenig, wenn es um den Erhalt des Nordbades geht. Noch 1922 wurden von diesen mittels Zeitungskampagnen regelrechte Volksfeste organisiert, um für den Bau des Bades zu werben. Dabei gäbe es auch heute gute Gründe, sich für ein solches Bad zu engagieren. Schließlich wird es immer noch von Menschen aus allen Gesellschaftsschichten genutzt, ganz nach seiner ursprünglichen Bestimmung. Die Uniprofessorin ist hier eben-

so anzutreffen wie der Lehrer, das Rentnerehepaar, der Postangestellte oder die arbeitslose Mutter mit ihren Kindern. Der Erholungsnutzen ist gerade für die nördlichen Stadtteile und für weniger mobile Menschen unbestritten, die Trainingsmöglichkeiten der Erfurter Wassersportvereine ohnehin nicht ausreichend. Und auch als sogenannter »weicher« Wirtschaftsstandortfaktor ist ein großes Freibad in einer Stadt wie Erfurt ein wichtiger Attraktivitätsvorteil.

Am 12. August des Jahres 2005 ist es mittlerweile fast Mittag, der Himmel zieht sich zu und es beginnt zu regnen. Außer einer Rentnerin sind nur noch zwei Mitvierziger und eine Studentin im Wasser – Stammgäste. Das Aufsichtspersonal zieht sich in den blauen Wachturm zurück und aus dem Kassenbereich dringt der Duft von frisch gebrühtem Kaffee. Lediglich ein Techniker ist mit Wartungsarbeiten im Maschinenhaus beschäftigt. An das 80jährige Jubiläum denkt hier immer noch niemand.

Sven Gatter

► siehe auch Fotostrecke »Menschen im Nordbad« ab Seite 27

Weltverbesserer und Sprücheklopfer

Jürgen Brugger und Tobias Grüterich haben ihre Erstlinge vorgelegt

Ge(b)(k)(sp)rochenes Wort« – einen unmarktförmigeren Titel für einen Gedichtband kann man sich kaum vorstellen. Auf dem Buch-Cover kriecht der Titel um ein Mikrofon herum, darunter ein geöffneter Brief mit dem Untertitel: »Dienstgeheimnisse eines Träumers«. Verquer, irgendwie sympathisch. Autor des Bandes ist der Erfurter Jürgen Brugger, der sich durch seine regelmäßigen Gastspiele bei der »Erfurter Spätlese« im Presseklub schon eine kleine Fangemeinde erlesen hat.

Neben bodenständiger Lyrik finden sich im Band Aphorismen, Sprüche und verschiedene spielerische Formen, wie Limericks oder Akrostichons. Dabei läßt der Autor seiner Experimentierfreude beim Schreiben freien Lauf, wobei anzumerken ist, daß bei den sprachakrobatischen Pirouetten eine Drehung weniger sicher nicht von Nachteil gewesen wäre. Inhalt-

lich kommentiert der Autor in dem Band das aktuelle »Weltgeschehen« mit einem Augenzwinkern. Daß jedem Text sein Entstehungsdatum angehängt ist, mag penibel wirken, zur zeitlichen Einordnung ist es zuweilen aber hilfreich. Auch wenn an einigen Stellen die Ziele von Bruggers Kulturkritik etwas altbacken wirken (»Mode«, »Statussymbole«, »Nadelstreifen-Anzüge«), trifft er an anderen Stellen den Nagel auf den Kopf. Daß er sich dabei selbst nicht so ernst nimmt, ist wohlthuend. Ein Band, der sein Publikum finden wird – vielleicht gerade wegen seines unaussprechlichen Titels.

Was bei Jürgen Brugger nur einen Teil des Bandes ausmacht, das zieht Tobias Grüterich konsequent durch: Aphorismen, wohin das Auge reicht. »Verdiente Ungerechtigkeiten. 101 Aphorismen« heißt der erste Band des aus Gierstädt stammenden

Autors, dessen Aphorismen regelmäßig auf der Feuilleton-Seite der *Thüringer Allgemeinen* zu finden sind. Nun, man kann zum Aphorismus stehen, wie man will. Einige loben ihn als schwierige literarische Form, die Welten in einen Satz philosophiert und verdichtet; für andere ist er nicht als blasierteres Ich-weiß-wie-die-Welt-funktioniert-Geschwätz. Grüterichs Aphorismen bedienen beide Seiten mit großer Stilsicherheit. Mein persönlicher Favorit: »Gutmenschen haben keine Lieder«. Darauf möchte man mit Lichtenberg antworten: »Unsere Erde ist vielleicht ein Weibchen«. Ein Band für Sprücheklopfer und solche, die es werden wollen.

(tan)

► Jürgen Brugger: *Ge(b)(k)(sp)rochenes Wort*, Goethe Literaturverlag, Frankfurt/M. 2005, 77 S., EUR 6.40

► Tobias Grüterich: *Verdiente Ungerechtigkeiten. 101 Aphorismen*, Edition AZUR im GlauX Verlag, Jena 2005, 20 S., EUR 5.00



Foto: Ventil-Verlag

Laßt die Tschechen sprechen!

Jaromir Konecny kommt aus Prag und lebt als erfolgreicher Underground-Dichter in München. In Kürze will er Erfurt rocken.

Jaromir, seit zwölf Jahren trittst Du mit Deinen Kurzgeschichten bei Poetry Slams auf. Wie kommst Du auf all Deine Themen? Wieviel Geschichten sind's inzwischen?

Sicher einige Hundert. Ich laufe halt durchs Leben und gucke. Aber ich bin Dir echt dankbar, daß Du mich so vielseitig findest. Noch unlängst hat sich ein deutscher Kritiker gewundert, daß ich noch mit 50 nur über den Geschlechterkampf schreibe. Dabei bin ich erst 49. Und eine Dame hat mal über mich gesagt: »Der Typ schreibt nur über Scheiße und Ficken.«

Als Underground-Dichter darfst Du das – wie lange willst Du noch Underground-Dichter sein?

Was für ein Underground-Dichter bin ich schon? In den letzten drei Jahren bin ich auf jedem wichtigeren Literaturfestival aufgetreten. Ich hab über 30 Vorstellungen der Tschechischen Bibliothek für die Robert-Bosch-Stiftung hinter mir und schreibe für große Zeitungen. Klar bin ich immer noch nach 15 Jahren Subkultur in Deutschland eher in den Clubs zu finden als in den Lite-

raturhäusern. Für die schreibe ich halt nicht. Das hat man mir schon vor Jahren gesagt, und das glaube ich auch. Ich will über Leute schreiben, über ihre Probleme und für diese Leute und nicht für irgendwelche Herren Professoren. Und wenn ich jemanden damit zum Lachen bringe, bin ich glücklich – und basta.

2006 kommt ein Buch von Dir in einem großen Verlag heraus – der Jugendroman »Hip und Hop und Trauermarsch« bei Bertelsmann. Ist das der Sprung raus aus dem Untergrund?

Eine wunderbare Lektorin vom Bertelsmann-Jugendbuchverlag, Susanne Stark, hat mich von meinen Auftritten her gekannt und mich gefragt, ob ich ein Jugendbuch schreiben will. Klar war ich sofort ganz heiß drauf. Und siehe, das Schreiben lief genauso wie bei meinen anderen Geschichten. Ja, Wahnsinn! Vielleicht hab ich mich selbst bis jetzt schriftstellerisch überschätzt. Vielleicht haben die ganzen Kritiker recht, die sagen: »Jaromir, das ist doch keine Literatur, was du da schreibst.« Jawohl! Vielleicht sind meine Stories wirklich keine richtige Literatur, sondern Jugendlitera-

tur. Warum ist's mir bis jetzt nicht eingefallen, he? Ich behandle ja die Themen, die die Jugendlichen vor allem interessieren. Die Achtzehnjährigen vögeln nun mal lieber als die alten Säcke. Die Jungen müssen sich nicht am Abend zwei Flaschen Rotwein reingurgeln, um ihre Hormonen anzuheizen. Die Jungen leben noch.

Prost! Okay, reden wir über Poetry Slams. Du bist seit Jahren dabei – wie geht's aus Deiner Sicht vorwärts?

Der Poetry Slam hat in Deutschland den Big-Bang der Bühnenliteratur eingeleitet. Immer neue Leute tauchen auf, es wird hart am Wort, Rhythmus und Performance gearbeitet, HipHop-Leute treten bei Slams auf, sie und die Düsseldorfer Fraktion haben für uns den Reim wieder entdeckt und für die deutsche Literatur gerettet. Bildhafte Lyrik mischt sich mit Lautpoesie, auch Wortmelodie spielt eine Rolle. Die Interaktion sollten wir auch nicht vergessen – die Poeten arbeiten und spielen immer mehr mit dem Publikum. Es ist einfach der Wahnsinn! Der Münchener Slam ist seit über zehn Jahren allmonatlich überfüllt, zu der Darmstädter Dichterschlacht kommen 900 Leute. In Dresden und Stuttgart ist es auch immer voll, der letzte Leipziger Buchmessen-Slam war ausverkauft und grandios. Poetry Slam boomt, die Leute haben sich die Literatur und die Sprache wieder erobert, und das ist gut so.

»Dreckig und bekloppt« lautet das Thema bei der Literaturshow »Kudernatschs Kautsch«, zu der Du am 1. Dezember in Erfurt auftrittst. Womit?

Wenn Du mir versprichst, daß dort keine Kinder anwesend sind, würde ich in Erfurt gern meine Story »Wie ich mit Hilfe bewußtseinerweiternder Pilze den besten Sex meines Lebens hatte« vortragen. Und einen neuen Song hab ich auch für Dich, na klar. Etwas Passendes zu Deinem wunderbaren »Alles Wurscht«-Gedichtband. Etwas Karel-Gott-mäßiges ...

Interview: André Kudernatsch

► Wer nicht bis zum 1.12. warten will, kann auf Seite 35 dieser Ausgabe mit Jaromir ins »Tal der Königinn« reisen

Auf der Bühne taumelte ein Mädchen, dessen Ausstrahlung weit-
aus größer war als ihr Verständnis dafür. Manche dachten: es tanzt eine Erfurter Lolita, die bewußt die Männlichkeit der ewig pubertierenden Puffbohnen in Frage stellt.

Hinter Franziska, aus Verunsicherung etwas aus dem Takt, versuchten Antje und Tine, den Musikteppich weiterzustricken, festzuhalten, weiterzuspinnen. Getragen von der Begeisterung der eintausend Zuschauer auf dem Petersberg klangen sie nicht wie Schülerinnen, die gerade neue Griffe erlernt haben, sondern wie die Urmütter des Punk, die wieder auf die Erde kamen, um unsere Sünden zu tilgen.

Das war Frigid, mindestens für eine unendliche unvergeßliche Nacht im Jahr 1999.

Ja, ich weiß, das alles ist längst vorbei. Danach kamen Fatalismus, vergebliche Verliebtheit, die große Liebe, unnötiger Sex, Verwirrung, Universität, Elternabnabelung, kein Geld, Alkohol, Alkohol, Alkohol, Alkohol. Die Stadtzene prallte gegen Frigid mit der Gewalt ihres Frustes, ihrer sozialen Inkompetenz, ihrer Faulheit, ihres Neids. Pop-Ikonen der tiefsten Provinz Thüringens mit 16, waren die Mädchen von Frigid bereits verbrannte Erde mit 20.

Warum? Weil sie an sich selbst gezweifelt haben. In einer Scheißstadt, in der die männlichen »Künstler« sie aus Neid und Unverständnis als »handwerklich schlecht« abgestempelt haben, geht das sehr schnell. Die Lieder klingen nicht mehr überzeugt. Im Proberaum scheint alles langweilig. Der Drang nach Anpassung, der mit der Angst verbunden ist, scheint unüberwindbar. Es wird untereinander blöd gestritten. Franzis Aussage: »Wir wollten etwas darstellen, das uns genau wiedergibt. Deshalb müssen wir einfach sein. In der Musik muß jenes Schräge vorkommen, das uns ausmacht. Nur dafür müssen wir bewertet werden.«

Doch die Szene verlangt, daß sie demütig und gleichzeitig aufgesetzt auftreten. Schwäche ist Gebot der Stunde, denn männliche Erfurter haben bereits so viele weitere Ängste ...

Frigid

Dann strampelte sie mit ihren Beinen nach oben, die kaputten bunten Strümpfe als Fahne der wilden Schüchternheit gegen einen unsichtbaren Wind. Das Publikum tobte.



Foto: Steffi Loos

Erfurt kann wie ein Kork sein, der Gefühle unterdrückt.

Es wird Mai 2005. Bei der Einweihungsparty von Logos in der Engelsburg treten Frigid zum ersten Mal nach Jahren wieder auf. Sie haben nur vier Lieder. Antje ist in einer Wolke aus Rauch verborgen, Tine trommelt nervös auf dem Baß. Franziska trägt nun ein Hemd und schwarze Augenringe. Im Saal sind MusikerInnen und Promis des Musikgeschäfts aus ganz Deutschland. Sie haben ein Glas Sekt in der Hand und sind nur mit sich selbst beschäftigt, als die ersten Griffe erklingen.

Nach dem ersten Lied wiegt die Stille wie Blei. ARD-Journalist Markus Schmidt flüstert verlegen: »Sie sind wie Engel«. Alle wirken wie versteinert. Franziska bedankt sich schüchtern. Doch die Zeit ist eine andere als im ferneren 1999. Keiner da, der sie nicht ernstnimmt. Ein weiterer Journalist: »Einfach wie Punk, göttlich wie Oper.« Als Franziska den Refrain »I have my fears« singt, ist die Rührung genau so groß wie die Begeisterung.

Die Hamburger Ikone Alfred Hilsberg, ehemaliger Manager von The Cure, Die Sterne, Blumfeld und vielen anderen, geht auf sie zu: »Großartig, ihr seid großartig!«.

Die »neuen« Frigid haben die alte Ausstrahlung, aber auch eine viel größere Sicherheit. Ein bißchen Janis Joplin, ein bißchen Patti Smith, zwei bißchen Pretenders. Die Folge davon: über den Sommer hat Frigid weiter geprobt und geprobt. Im September haben sie als Vorband des schwedischen Rockkönig Karl Larsson begeistert, nun steht die Erfurter Band vor ihrer ersten »echten« Produktion: in Hamburg, in den Alien Studios, wo Tocotronic, Die Goldenen Zitronen, Fink und viele andere ihre CD aufgenommen haben. Danach kommt die erste Tour ins Ausland. Und dann, wenn wir sie nicht zerstören, ihre Debütalbum, vor Sommer 2006.

Erfurter, benehmt euch. Oder ich werde euch zuhause besuchen, um euch zu prügeln. Spart euren Neid für Bands, die ihr versteht. Frigid, liebe Leute, ist und bleibt jenseits eures Verstands.

Paolo Fusi

Der Nazi mit dem grünen Daumen

Ein Pflanzenkauf auf dem Domplatz



Als leidenschaftliche Hobbygärtnerin habe ich normalerweise kein Problem mit kleinen Unkrautecken im Garten. Doch über die Hälfte meiner Versuche kultiviert zu begrünen schlugen im letzten Jahr fehl, Boden und Licht weigerten sich hartnäckig optimale Wachstumsbedingungen zu ermöglichen. Was tun? Ein fachkundiger Rat mußte her und so beschloß ich, einen Schlendertag über den Wochenmarkt am Domplatz zu unternehmen. Pflanzen gucken und aussuchen, verkaufende Gärtner und Gärtnerinnen über Licht- und Bodenbedingungen Lächer in den Bauch fragen, Qualitäten und Preise vergleichen – ja, so kriegt man den Tag auch gut rum.

Jedenfalls landete ich zu guter Letzt bei einem Erfurter Gärtnereistand, an dem mich wunderschöne Stauden anlachten und der Verkäufer mir zuwarf: »Sagen'se Bescheid, wenn Sie Interesse haben.«

Klasse, dachte ich, endlich mal in Ruhe schauen und überlegen. Ein paar schöne Stauden fielen mir ins Auge und so begann ich nachzufragen. Schnell stellte sich heraus, daß hier das Preis-Leistungsverhältnis stimmte und ich obendrein noch eine ziemlich gute Beratung für mein Sorgeneckchen im Garten bekam. Drei Pflanzen suchte ich mir aus, eine vierte hatte ich im Blick, als mir die Gürtelschnalle meines netten

jugen Beraters auffiel. Ein Keltenkreuz.

Hmm... Das Keltenkreuz wird in der rechtsextremen Szene verwendet, steht weltweit als Symbol für die »Vormachtstellung der weißen Rasse« und es wird weit über die Neonazi-Szene hinaus als White-Power-Zeichen wahrgenommen.

Mich mit diesen Gedanken tragend wanderte mein Blick weiter nach oben, zu der Bildleiste auf dem T-Shirt und blieb auf dem Schriftzug »Thor Steinar« hängen. Schlagartig vergaß ich die Pflanzen, den eigentlichen Zweck meiner Marktbesuches ...

Thor Steinar, die erste Designermarke von und für Rechte! Ende 2004 geriet die Marke Thor Steinar zunehmend in's Blickfeld der Justiz, da ihr Logo Ähnlichkeiten mit Symbolen (Runen) von Organisationen aus dem Nationalsozialismus aufwies. Im Zuge der Ermittlungen über die Firma wurde ein rechtsextremer Hintergrund mehr als deutlich, sie mußte sich dem juristischen Druck beugen und ihr Logo vom Markt nehmen. Seit Anfang 2005 sind die Klamotten von Thor Steinar nun mit neuem Logo wieder bundesweit zu haben und werden in der neofaschistischen Szene über deren Versände vertrieben.

Aus meinen Überlegungen auftauchend sah ich meinen netten jungen Berater, der mir gerade den Rücken zukehrte, um die von mir geordneten Stauden einzupacken. Nun konnte ich

auch das (neue) Logo auf der Rückseite des T-Shirts erkennen.

Was nun? Es ist nicht fair sein Gegenüber mittels eines oberflächlichen Blickes in Kategorien einzuordnen. Das T-Shirt des Pflanzenverkäufers für sich alleine hätte mich vielleicht nur stutzig gemacht, zumal die Klamotten Thor Steinars auch in nicht-rechten Läden erhältlich sind. Doch die Kombination mit dem Keltenkreuz vertiefte mein Mißtrauen, mit wem ich es hier wohl zu tun hatte. Steckte tatsächlich eine politische Überzeugung dahinter? Nachfrage ist besser als Vorverurteilen, dachte ich und fragte ihn, ob er denn wüßte was er da am Leibe trägt. Ein irritiertes »Wieso?« war die Gegenfrage und dann schnell: »Nee, erzähl' mal«. Meine Gedanken und Fragen schienen ihm nicht unbekannt zu sein. Ein laues »Ach« die Antwort. Also doch!

Nun denn, lieber Herr Pflanzenverkäufer: Auf Wiedersehen! Das war eine sehr gute, freundliche Beratung, schicke Pflanzen zu einem absolut fairen Preis! Und doch: Sorry – bei einem Nazi kaufe ich nicht!

Mit dem Unkrauteckchen im Garten habe ich mittlerweile Frieden geschlossen und Rasen ausgesät.

Annemarie Frey

EL EQOISTE

BLÄTTERTANZ

© NILFSALEMANN



Zu Gast beim Marquis de Sade von Dachwig

»Auch ich als Mann bin von schöner Gestalt.« Jean Philippe



Daß ein jeder nach seiner Façon selig werden möge, ist ein guter Grundsatz. Wenn also bei einigen Mitmenschen Sex und Erotik nur mit Aua-Aua funktionieren, bitte sehr, warum nicht, viel Vergnügen auch dabei. Manche treibt es jedoch, ihre zwanghaft-bizarren Vorlieben auch anderen zum Geschenk zu machen, obwohl gerade die für Außenstehende allermeistens nur eins sind: sterbenslangweilig. Das Internet aber leistet bei der Veröffentlichung solcher Ergüsse, die womöglich niemals eine Druckerei von innen sehen, hervorragende Dienste, und das selbst dann, wenn man sonst mit Stöcken aus den Verlagen getrieben wird.

Soll man denn seine Augen vor der Realität verschließen? Letztlich kann es doch auch den Horizont weiten, gelegentlich tief in den Abgrund zu gucken! Also: werfen Sie einen Blick auf die Internet-Seite des erotischen Dichters Jean Philippe Sadesque aus Dachwig, dem Marquis de Sade von Thüringen. Entrez, Messieursdames! Zartbesaitete Gemüter und Minderjährige bitte draußen bleiben.

Betreten wir des Dichters virtuelle Schreibklausur über www.jpsadesque.de. Da ist es schon im Vestibül mächtig düster. »Ein Tanz, ein Traum, ein Liebespiel«, und das auch noch in Alter Schwabacher Fraktur – puh! Zwei zu Boden geworfene Models in Lack und Leder grinsen verführerisch. »Den größten Respekt habe ich vor eurer Peitsche, my Lady«. Wie, wollen Sie etwa zurück? Nichts da! Notieren Sie sich lieber gleich den nächsten Lesungstermin. Wann der Meister wieder vor sein Publikum zu treten geneigt ist, werden Sie hier erfahren.

Klicken wir auf *Enter* und schauen wir weiter. Sogleich heißt uns der Dichter in seinem Refugium willkommen. »Laßt

Euch verführen vom Zauber romantischer Literatur, in der auch Trauer, Schmerz und Verzweiflung ihren Platz finden«, sagt der Schloßherr, und noch können Sie allenfalls ahnen, wie sehr letzteres sich als zutreffend erweisen soll. Doch genug der Vorrede, lassen wir nun das Werk des Dichters auf uns wirken; lassen Sie sich in seine literarische Schatzkammer führen, sein Sanctuarium, das er nur für Sie öffnet!

Unter den dicken verstaubten Folianten, die das virtuelle Regal füllen, ziehen wir gleich sein leider noch unvollendetes Hauptwerk heraus. »Tears in the rain« heißt es und handelt von einem gewissen Vincent, der im Domina-Studio die Freuden der Demut und der Unterwerfung kennenlernt. Nun ja, der Text stellt zwar äußerste Ansprüche an Ihre Rechtschreib- und Grammatikfehler-Toleranz, denn beispielsweise scheint die Beherrschung des Unterschieds zwischen *das* als Relativpronomen und *daß* als Konjunktion für den Schreiber vollkommen aussichtslos zu sein – aber geschenkt! Daß die Dialoge nicht nur hölzern wirken, sondern vielmehr eher wie aus alten Spanplatten zusammengenagelt – sehen wir generös auch darüber hinweg. Denn sind nicht dem Autoren Sätze wie dieser gelungen: »*Sie entschied sich dafür, daß ein nur das Nötigste verhüllender Latexslip genügen sollte, um ihr fein ausrasiertes Lustdreieck ausreichend zu bedecken.*«? Und beschenkt er uns nicht mit so herrlich amüsanten Stilblüten wie: »*Auch ihre Brüste waren nicht von schlechten Eltern ...*«?

Ist das nicht Erotik pur? Kribbelt es da nicht sogleich im Schritt? Nein? Dann lassen Sie sich vom Dichter den Liebesbrief vortragen, den er an eine Freundin gerichtet hat, worin er seinen schwülsten Gedanken freien Lauf läßt: »*Ich kann*

nicht von dir lassen. Gerade jetzt gleiten meine Augen über Deinen Bauch, an Deinem Bauchnabel entlang, hinab, bis hin zu Deinem Venushügel, frisch ausrasiert natürlich, wie auch Deine Beine, keine Frage.« Will ich das wirklich wissen? fragen Sie sich vielleicht jetzt – verschieben wir die Antwort auf später, denn der Dachwigbukowski orgastiert schon weiter: »*Meine kleine, geile Zunge wird Dich solange verwöhnen, bis Du unter meinen Händen wild erzitterst.*« Ja, sicher.

Werfen Sie, liebe Besucher, zum Abschluß ruhig noch ihr Augenmerk in das Fotoalbum des Meisters. Bewundern Sie zum Beispiel sein Model Trini aus Ilmenau, die im spack geschnürten Gruftie-Outfit in der Klosterruine von Paulinzella posiert und die, wie Sie erfahren können, unterwürdig ist sowie Eigentum einer bestimmten Person.

Es wird nun Zeit, uns zu verabschieden. Danken wir dem Marquis für diesen wirklich interessanten Einblick in sein Innenleben. Oder wollen Sie doch noch etwas bleiben? Kein Problem, der Hausherr läßt Sie sicher gerne noch etwas allein in seinen Schätzen herumstöbern. Haben Sie aber bitte die Freundlichkeit, bevor Sie gehen, in seinem Gästebuch noch einen Eintrag zu hinterlassen. Sie wissen nicht, was Sie schreiben sollen? Wie wäre es damit: »Worüber man nicht schreiben kann, darüber soll man besser schweigen.« Denn auch das ist ein guter Grundsatz.

Ralf Rudolfy

LOGOS STREUGUT.

Auch im Oktober serviert LOGOS productions mächtige musikalische Knaller und hat dabei noch jede Menge zu verschenken. Da der aufmerksame Bürger sowieso angehalten ist, nach verdächtigen Taschen und Koffern mit noch verdächtigerem Inhalt Ausschau zu halten – kann er nun hier und da an geheimnisvollen Tagen und zu noch geheimeren Stunden geheimnisvolle CD's entdecken, deren Cover mit dem Satz LOGOS.FOR FREE gespickt sind. Der glückliche Finder kommt in den Genuß, einige Songausschnitte des Künstlers zu hören und vor allem gratis der dazu gehörigen Veranstaltung beizuwohnen – wenn die CD und ein weiterer Gast am Veranstaltungsabend mitgebracht werden. Infos: www.logosproductions.de.

LOGOS-TERMINE: 14.10. Centrum EF: **Finn (D) + Seidenmatt (D)** | 15.10. Stadtgarten EF: **Jens Friebe** | 21.10. Café Wagner J: **El*ke + Zenelectrics** | 22.10. Stadtgarten EF: **Verdena (ITA) + buckweedz!** | 23.10. Centrum EF: **Lodger (FIN) + Magnet Coda** | 24.10. Stadtgarten EF: **Hund am Strand (D)** | 28.10. Centrum EF: **Klez.E (D) + lilanautik (D)**

TERMINE.

Lune de Juin feiern die Release ihres Debüt-Albums am 22.10. im café togo. Hörproben + Infos: www.lune-de-juin.de | Frische Texte aus Thüringen: Preisverleihung und **Lesung Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerb 2005** am 27.10., 18 Uhr, Kunsthalle Erfurt | Die Berliner Hipstervon **Chaussee der Enthusiasten** lesen und legen auf am 28.10. im Centrum Erfurt. Danach gehen wir ab 3 Uhr ins Café Nerly zum **offenen Micro** (u.a. mit hEFT-Autorin Franziska Wilhelm) | »Westfalien Alien« **Wiglaf Droste** liest am 8.11., 20 Uhr im Centrum Erfurt | **Kudernatschs Kautsch** zum Thema »Dreckig und bekloppt – Vol. II« am 1.12., Engelsburg Erfurt, Gäste u.a.: **Jaromir Konecny** und **Maik Lippert**. Von beiden könnt ihr im Literaturteil dieser hEFT-Ausgabe zwei schöne Texte lesen. Infos: www.klappkautsch.de.

Die Kinder von Golzow



Blümchentapeete, Gartenzwerge, Kleingärten und Sonntagnachmittagsausflüge sind in der Provinz am schönsten. Man kann sich sicher sein. Der Orte. Und der Dinge. Das Hinterland, so eine der Bedeutungen des Wortes Provinz, prägt uns. Es legt einen zarten Schleier auf die Oberfläche der Dinge und auf uns. Und zwar über den Zeitpunkt hinaus, an dem wir die Provinz verlassen haben. Wenn wir sie denn je verlassen haben.

Ob die Suche nach der Provinz ein Auslöser für die Filmchronik »Die Kinder von Golzow« war, ist nicht bekannt, aber die Beharrlichkeit, mit der über vierzig Jahre lang das Leben der 1961 eingeschulten ersten Klasse von Golzow im Oderbruch beobachtet wurde, bildet eine filmische Entsprechung zur Dauer der Provinz. In neunzehn Filmen gelang es dem Regisseur Winfried Junge, Biographien sichtbar werden zu lassen und Identitäten entstehen zu sehen.

In der Dokumentarfilmwoche »Wo liegt die Provinz?«, die am 24. Oktober durch den Produzenten der Reihe eröffnet wird, zeigt das Cafe Noir in Zusammenarbeit mit der Thüringer Staatskanzlei und der Friedrich-Ebert-Stiftung Thüringen vom 24. – 30. Oktober ausgewählte Filme der Reihe »Die Kinder von Golzow«. Die Veranstalter freuen sich besonders, sehr selten gezeigtes Mate-

rial aus den Jahren 1961-1975 im Rahmen zweier Kurzfilmabende präsentieren zu können. Eine Woche lang wird es möglich sein, am Leben der Golzower teilzuhaben und die eigene Biographie zu hinterfragen.

Mit der Podiumsdiskussion »Wo liegt die Provinz?«, zu der der Regisseur Winfried Junge sowie weitere Gäste geladen sind, findet die Filmwoche einen würdigen Abschluß und die Frage nach dem Ort der Provinz vielleicht eine Antwort.

Mo. 24.10.: 1. Kurzfilmabend mit Moderation: »Wenn ich erst zur Schule geh'...« (1961, 13'), »Nach einem Jahr« (1962, 15'), »Elf Jahre alt« (1966, 29') | **Di. 25.10.: 2. Kurzfilmabend** mit Moderation: »Wenn man 14 ist« (1969, 36'), »Die Prüfung – Chronik einer Schulklasse« (1971, 20'), »Ich sprach mit einem Mädchen« (1975, 30') | **Mi. 26.10.: »Lebensläufe«** (1981, 257') | **Do. 27.10.: »Brigitte und Marcel – Golzower Lebenswege«** (1998, 110') | **Fr. 28.10.: »Die Geschichte vom Onkel Willy aus Golzow«** (1995, 146') | **Sa. 29.10.: »Eigentlich wollte ich Förster werden – Bernd aus Golzow«** (2002, 146') | **Son. 30.10.: »Diese Golzower – Umstandsbestimmung eines Ortes«** (1984, 103'), anschließend Gesprächsabend als öffentliche Sendung von Radio F.R.E.I.

► **Veranstaltungsort:** [neu:werk], Neuwerkstr. 28, Erfurt | **Beginn:** jeweils 20 Uhr (30.10.: 19 Uhr)

Ausstellung Lebens(t)räume

Die Welt liegt zwischen den Menschen. Und dieses Zwischen – viel mehr als die Menschen oder gar der Mensch – ist heute Gegenstand der größten Sorge.« Diese Worte Hannah Arendts säumen eine Skulptur in der Ausstellung »Lebens(t)räume: Dialog der Generationen« in der Kunsthalle Erfurt, die am 30. August eröffnete. Die Scheiben der Skulptur bilden einen Menschen, mal aufrecht stehend, mal gekrümmt, oder auch die Hand schützend hebend. Sie be-

findet sich im Herzstück und Ausgangspunkt des Ausstellungsprojektes, das über ein Jahr hinweg vorbereitet wurde. Im Jahr 2003, ein Jahr nach dem Attentat am Gutenberg-Gymnasium, forderte der Oberbürgermeister der Stadt Erfurt Thüringer Schulen und soziale Einrichtungen auf, auf das Geschehene zu reagieren, darüber nachzudenken, was im Leben wichtig und wünschenswert ist: Was sind Ziele, was Träume, wie sollte die Welt, das Miteinander sein? Das

Feedback war überwältigend. Über 1500 Briefe, Gedichte, Collagen, Bilder, Texte wurden eingesandt. Eine Auswahl ist in der Ausstellung zu sehen. Aber das Projekt Lebens(t)räume ist mehr als das, es ist eine Mischung aus Texten, Bildern, Fotografien, Portraits, Graffiti, Installationen, Multimediaflächen und Aktionsräumen. Obwohl das Attentat am Gutenberg-Gymnasium einen zentralen Raum in der Ausstellung einnimmt, ist es nicht das alles beherrschende Thema. Vielmehr ist die Ausstellung vorwärts gerichtet: Liebe, Geburt, Schule,

Elternhaus, Glaube, aber auch Jugendkulturen, Lebenswelten und Gefahren. Überall finden sich zufällige Straßenbegegnungen und Portraits verschiedenster Personen, von der Nonne, über die Schülerin bis hin zum jugendlichen Straftäter. Da der Eintritt frei ist, kann man die Lebens(t)räume auch etappenweise erkunden. (ihe)

► **Öffnungszeiten** Kunsthalle, Fischmarkt, Erfurt: Di.–So. 10–18 Uhr und Do. bis 22 Uhr | **Veranstaltungsprogramm im Netz:** www.lebenstraerume-dialog.de

Areal der Vergegenwärtigung

Ein gemeinsam von Gropius-Professur und Professur Denkmalpflege im Sommersemester veranstaltetes Seminar beschäftigte sich mit dem Erfurter Feuerungsanlagen-Hersteller Topf & Söhne. Angesichts der problematischen Zukunftsaussichten für das ehemalige Betriebsgelände entstanden studentische Vorschläge, die den Blick der Öffentlichkeit auf die Brache lenken und zur Diskussion anregen wollen. Im Stadtmuseum Erfurt werden sie unter dem Titel »Areal der Vergegenwärtigung« ab 23. Oktober ausgestellt.

Auf dem Betriebsgelände der Firma wurde während des Zweiten Weltkriegs der Großteil der Einäscherungsöfen nationalsozialistischer Konzentrations- und Vernichtungslager entworfen und gebaut. Die Betriebsgeschichte ist ein markantes Beispiel für die Verflechtungen zwischen deutscher Industrie und NS-Vernichtungspolitik. Sehr schnell hatte die Fa. Topf & Söhne die neuen Absatzchancen erkannt, die mit den ersten Konzentrationslagern verbunden

waren. »Topf & Söhne« perfektionierte mit ingenieurer Besseren die Beseitigung der Opfer des Holocaust. Geleitet waren Inhaber und Ingenieure dabei nicht von nationalsozialistischer Ideologie, sondern von scheinbar normalem Ingenieurs- und Geschäftsdanken.

Damit markiert »Topf & Söhne« Mechanismen und Hintergründe eines heute unvorstellbaren Zivilisationsbruchs und wirft Fragen auf, die innerhalb der Holocaust-Gedenklandschaft nicht ausreichend thematisiert sind: Wie geschahen Mittäterschaften? Wie weit darf Geschäftsdanken freie Bahn gelassen und wann muß es gebremst oder durchkreuzt werden?

Durchkreuzungen, Provokationen und Angriffe auf einen sich von Verantwortung lossagenden Ingenieurs- und Geschäftsgeist sind dem zur Folge auch die Interventionsvorschläge der Seminarteilnehmer. Parallel zur Ausstellung wird das Anliegen »Fenster« zum Thema und zum Gelände zu öffnen, am Ort selbst umgesetzt. Eine allabendlich erleuchtete Glashalle wird von der »Öffnung« des Areals künden. Mit künstlerischen Aktionen und geführten Rundgängen werden reale Einblicke ermöglicht und die Frage nach einem angemessenen zukünftigen Umgang mit dem Gelände aufgeworfen.

► Die Ausstellung ist **ab 23. 10. im Stadtmuseum Erfurt** im Rahmen der Wanderausstellung »Techniker der »Endlösung« zu sehen.

Eure Veranstaltungstermine für Januar und Februar bitte bis 25. November an: heft@kulturrausch.net



Postkartenaktion »... brennt alles« (T. Apel)



Viele tierische Fette, rote Karten und auch noch Geld gespart

Jeden Tag am Erfurter Hauptbahnhof ankommen und in Richtung Straßenbahnhaltestelle laufen ist ein wahrer Speisruhrlauf in zweierlei Hinsicht. Zum einen ist da der Bahnsteig, das heißt: zum Feierabend Massen von Frauen, Männern, Kindern und Greisen, die sich dort drängeln. Erwartungsgemäß trete ich meinem Vordermann auf die Ferse und er schnauzt mich auch gleich an. Nur gut, daß es hierfür keine roten Karten gibt, sonst wäre man ständig gesperrt und Zugfahren tabu.

Vor einiger Zeit hatten wir beim RWE

be diese Teile. Nur meine Mutter mag sie nicht, sicher auch eine der Ursachen, warum ich meine Eltern eher selten besuche. Wer will schon hören: »Junge, du hast aber zugenommen, bekommst dir die Arbeit nicht?« oder »Denk an deine Gesundheit und geh' mal zum Sport!«. Ich geh' seit Jahren zum Sport und manchmal sogar mit Schal. Ist mal wieder die Zeit reif für eine Stippvisite und hat meine Mutter ihr »Denk an das Cholesterin-Geschwafel« beendet, will sie dann doch wissen, wie es beim RWE läuft. Also bitte, wer geht hier eigentlich nicht zum Sport? Im übrigen, meine Kumpels sagen nicht, daß ich dick geworden sei. Vielleicht liegt es daran, daß die auch zum Sport gehen.

Heute jedenfalls schaffe ich es mal wieder mit einer wahren Abwehrschlacht an »Reifenrath's Geflügel« vorbei: Reifenrath null, ich eins. Ich laufe weiter Richtung Straßenbahnhaltestelle und muß freilich überlegen, was ich heute Abend essen will.

Ich steige in die Straßenbahn und setzte mich auf einen freien Platz. Vor mir sitzt ein Pärchen, das sehr nach Auswärtigen aussieht. Und wie auswärtig: Arm in Arm mit seiner Kirsche, fängt er an, ihr was von Jena zu erzählen, wie toll es sich da studieren ließe, daß da so ein »supi« Lokal eröffnet habe und überhaupt war es die beste Entscheidung, nach Jena zu gehen. Für einen Moment überlege ich, was für mich an dieser Stelle die richtige Entscheidung ist. Vor lauter Überlegen drücke ich mein Knie in seinen Sitz, woraufhin er sich kurz umdreht, mich anglotzt und dagegenhält. Automatisch muß ich

gleich noch mal ganz, ganz doll überlegen. Diesmal dreht er sich nicht um, aber versucht weiterhin dagegen zu halten. Man sollte meinen, der Knaller hört endlich auf, mich zu provozieren. Ich meine, ist mir doch schnurzpiepe, ob dieser Drittsemestersportgeschichtsstudent aus Braunschweig seiner liebsten Jenenserin, so sieht sie jedenfalls aus, eine Ode an diese Stadt singt, so lange er das nicht auf Rot-Weißer Fußballerde tut.

Am Fischmarkt steigen zwei stark nach Kontrolleuren aussehende Männer ein. In letzter Sekunde kann ich noch aus der Bahn springen. Seit Hartz IV scheint die EVAG die deutsche Tugend der Kontrolle in Form von 1-Euro-Jobs wiederentdeckt zu haben. Gott sei Dank, glänzt das so gewonnene neue Heer von Kontrolleuren eher durch Auf- als durch Unauffälligkeit, was man nicht immer von den Stürmern des RWE behaupten kann. Immerhin, meine Schwarzfahrerei habe ich mal hochgerechnet und als die Kacke so richtig am Dampfen war, hab' ich eine schöne Spende für den Club daraus gemacht. Soll mir mal einer sagen, das hätte sich nicht gelohnt. Am Samstag im Stadion gibt's dann wieder Bratwurst und Brätel. Durch die neuerliche Preiserhöhung der Fressalien lohnt sich die Schwarzfahrerei auch weiterhin für mich und den Club. Ganz abgesehen davon, hat nicht geplantes Aussteigen auch Vorteile. Ich mache also einen kurzen Abstecher zur Erfurt-Information und kaufe eine Karte für das morgige Heimspiel.

Daß die Kontrolle zwischen mich und die Zeissratte gekommen ist, ärgert mich noch beim Aufschließen der Wohnungstür. Wer weiß, wie dieses Spiel ausgegangen wäre. Die Schuhe stehen da, wo sie sein sollen: draußen auf dem Abtreter. Ich glaube, heute gibt es mal Nudeln mit roter Soße, und die Tür fällt ins Schloß.

Stefan Werner



Grafik: rRanK diehm

so ein paar Kartenexperten, die anscheinend wenig Interesse daran hatten, Fußball zu spielen. Na, wie auch immer. Zum anderen ist es ein schwieriges Unterfangen, an den Bäckern und Imbißbuden ganz ohne finanzielle und körperliche Schäden vorbeizukommen, sofern man das Bahnhofsgebäude schadlos verlassen hat. Eine wahre Abwehrleistung erfordern allerdings »Reifenrath's Geflügelspezialitäten«. Rechts und links Viererketten von Hähnchen aufgereiht auf riesigen Drehspießen (ein echter Erfurter Hühnerhaufen), im Mittelfeld Schlemmerbraten, der leider so unerschwinglich ist wie ein Zidane als Kapitän bei Rot-Weiß Erfurt. Aber gleich darüber und darunter, da drehen sich Eins-A-Putenhaxen, kostengünstige Superstars für den eigenen Kessel. Ich lie-

Profil-Mich-Bitte-Nicht!

Ein Erfahrungsbericht aus der Praxis mit Hartz IV

Der Sommer ist eine schwierige Jahreszeit für das Gros der doppelt freien LohnkünstlerInnen. An richtigen Aufträgen mangelt es und so sind nicht wenige, alle Jahre wieder, zum Kombinationshartzern gezwungen; will heißen: Wegen jedes Kleckerkrums rennt man zur ARGE, um den kläglichen Zuschuß Monat für Monat neu berechnen zu lassen. Aber so sind sie wenigstens beschäftigt, diese Taugenichtse!

Nur, damit nicht genug: Die ARGE kümmert sich auch noch um ihre Schäfchen und schiebt sie mehr oder weniger regelmäßig in die ein oder andere Eingliederungsmaßnahme, die eigentlich niemand braucht. Denn abgesehen von dem zweifelhaften Nutzen solcher Veranstaltungen: Welcher vernünftige Mensch will schon in den ersten Arbeitsmarkt (re)integriert werden, auf eine Stelle, bei der er acht Stunden einer Tätigkeit nachgehen muß, auf die er überhaupt keinen Bock hat? Und das ist ja schlechterdings die Regel.

Nehmen wir beispielsweise den Fall von Frau Krause¹. Eines schönen Morgens klingelte bei Frau Krause das Telefon. Es war noch recht früh, zumindest für Frau Krause, und am anderen Ende meldete sich ein Herr XYZ von der Agentur für Arbeit und bot Frau Krause ein Profiling samt Praktikum zur Orientierung an; auf »freiwilliger Basis«, selbstverständlich. Frau Krause, noch in schlaftrunkenem Zustand, suchte auch nach Orientierung, und so nahm sie das Angebot widerwillig an, natürlich nicht ohne zu beteuern, wie dankbar sie für diese Chance sei. Denn, wie benebelt sie auch immer noch gewesen sein mag, sie wußte: ungestraft schlägt man der Agentur keinen Gefallen ab, selbst dann nicht, wenn alles auf »freiwilliger Basis« geschieht.

Zwei Tage später schlug Frau Krause also beim Profiling auf. Etwas seltsam kam ihr das alles schon vor. Saßen dort doch ausschließlich frischgebackene AkademikerInnen, denen man vorschlug, da sie ja offensichtlich keine Arbeit bekämen (immerhin waren einige schon fast drei Monate lohnunabhängig), daß sie sich doch auch einmal in anderen Bereichen orientieren sollten. Tolle Sache! dachte Frau Krause. Sie hatte schließlich auch mal was studiert, aber schon recht bald beschlossen, sich lieber ihrer freien künstlerischen Entfaltung zu widmen. Leider war das damit nicht gemeint. Das eigentliche Profiling bestand denn im wesentlichen aus einer Anhäufung stumpfsinniger Fragebögen, die sich heutzutage jeder Hobby-Psychologe aus den Weiten des WordWideWeb besorgen kann. Frau Krause sah es dennoch als Herausforderung und versuchte, das Bild einer Psychopathin zu entwerfen. Sie kreuzte wahllos an, denn Psychopathin wollte sie schon immer mal sein.

Dann kam der Tag der Auswertung. Erst kam viel Blabla und Frau Krause erfuhr so interessante Dinge wie, daß Lehrerinnen zwischen 40 und 49 Jahren dem Denkstil 2 (Leistung) anhängen. Individuell ausgewertet wurden die Tests aus dem Profiling leider nicht. Frau Krause war etwas enttäuscht. Aber immerhin bekam sie einen Leitfaden auf A4 in die Hand, für die persönliche Auswertung zu Hause. So ganz ohne Publikum? Geschenk! dachte sich Frau Krause. Dann wurde zu Einzelgesprächen gebeten, bei denen es um das bevorstehende Praktikum gehen sollte. Frau Krause merkte schnell, daß die Führung ihr kein adäquates, mehr noch, daß sie ihr überhaupt kein Angebot machen konnte und sich auch nicht im gering-

sten darum bemühte, das zu verheimlichen. Frau Krause witterte ihre Chance. Sie schlug vor, sich selbst um eine Praktikumsstelle zu bemühen. Die Führung war dankbar und ließ sie gewähren, kündigte aber einen Kontrollbesuch in der Praktikumsstelle an.

Wie sich herausstellte, mangelte es leider generell an Praktikumsplätzen. Aber das schien die Führung nicht weiter zu beunruhigen, offensichtlich war sie mit dieser Situation vertraut. Kurzerhand wurde nach Nebenjobs der TeilnehmerInnen gefragt. Einige meldeten sich, es wurde kurz telefoniert und die Sache war geritzt. Blieben aber immer noch ein paar Schäfchen. Irgend jemand gab den Tip, daß bei einer Baumarktette noch Aushilfen gesucht würden. Der Vorschlag kam gelegen, immerhin, das war doch eine Perspektive für die frisch gebackene AkademikerIn.

Das Praktikum unterschied sich nicht wirklich vom gewohnten Tagesablauf der Frau Krause. Sie schlief bis elf, las in aller Ruhe die Zeitung, setzte sich dann an ihren Schreibtisch, machte irgendwann Mittagsschlaf, setzte sich wieder an den Schreibtisch und ließ am Abend den Tag nach ihrem Gusto ausklingen. Aus dem Kontrollbesuch der Führung in der Praktikumsstelle wurde nichts, damit hatte aber auch niemand gerechnet. Nach vier Wochen dann schrieb Frau Krause die Beurteilung, ließ sie unterschreiben und alle waren zufrieden. Auch Frau Krause war zufrieden, die Vergeudung von Lebenszeit hielt sich in Grenzen und eines, stellte sie zufrieden fest, hatte sie dann doch noch gelernt: Vor 11 Uhr würde sie nicht mehr ans Telefon gehen.

Alexander Platz

¹ Name von der Redaktion geändert.

Sozialforum im Sozialforum

Jetzt liegt das Sozialforum schon ein wenig zurück. Wenn ihr daran zurückdenkt, welche Bilder tauchen da vor Euch auf?

Steffen: Überfüllte Anmeldung, orange Helfer-T-Shirts, aufgeschreckte Vorbereitungsgruppe, viel Durcheinander.

Heike: Dauerklingeln ...

Denny: Regen, Kälte, skeptisch dreinblickende Helfer, die auf Gäste warten, und trotz alledem ausgelassene Stimmung – und Willi van Ooyens Nase.

Wer ist Willi van Ooyen?

Denny: Der hat 'ne sehr markante Nase. Wenn er in Erfurt auftauchte, war immer für kurze Zeit alles wieder gut. Er war der Mann mit dem Scheckheft. So haben wir ihn bezeichnet. Wir hatten einige Probleme in der Organisation. Keiner wußte so richtig, wer was macht, was überhaupt funktionieren kann und was finanziell möglich ist. Wir haben alle öfter damit gerechnet, daß in den nächsten Tagen die Sinnflut kommt und alles vorbei ist. Aber Willi kam und sagte: »Alles wird gut« und er habe Geld. Das war das Wichtigste. Damit hat er, zumindest für mich, etwas Ruhe und Zuversicht mitgebracht, so daß wir weitermachen konnten.

Heike: Dazu muß man sagen, daß die Sozialforumbewegung auf zwei Ebenen organisiert wurde – der Bundesebene und der Thüringer Ebene. Insbesondere die erste hat sehr viel Wert darauf gelegt, daß es keine hierarchischen Strukturen gibt, daß es alles sehr ›flach‹ gehalten wird. Trotzdem ist Willi van Ooyen, ohne die anderen herabwürdigend zu wollen, die Seele dieser Bundesebene. Er ist sicherlich in vielen Din-

gen der Initiator gewesen und eben der Mensch für die Finanzen.

Welche Bedeutung hatte das Sozialforum für Euch persönlich, für die Leute direkt hier in Erfurt und wie schätzt ihr die Außenwirkung ein?

Denny: Für mich persönlich war es ein linkes Sammelprojekt, wo man unterschiedlichste Leute mit verschiedensten progressiven Ideen zusammenführen konnte. Ich habe in der Vorbereitung und auf dem Sozialforum

Wir rechneten mit 5 000 Leuten, und die hätten mit ihrer Power, mit ihren Ideen und Möglichkeiten die Stadt lahmlegen können. Das ist nicht passiert.

selbst viele Leute kennengelernt, die ich sonst wahrscheinlich so in meinem politischen Leben oder in der täglichen Arbeit hier in Erfurt nicht kennengelernt hätte. Es war einfach etwas Besonderes. Wie das Sozialforum bei den anderen Erfurter Leuten angekommen ist, kann ich nicht sagen. Als Ergebnis habe ich für mich formuliert, daß dieser Event an der Stadt und seinen Menschen komplett vorbeigegangen ist. Wir rechneten mit 5 000 Leuten, und die hätten mit ihrer Power, mit ihren Ideen und Möglichkeiten die Stadt lahmlegen können. Das ist nicht passiert.

Die Stadt als Stadt Erfurt hat den Event links liegen lassen, im wahrsten Sinne des Wortes. In der Organisation hat man schon gemerkt, daß das Sozialforum nicht unbedingt erwünscht war,

obwohl uns nie offensichtliche Stolpersteine in den Weg gelegt wurden. Aber Grenzen wurden trotzdem gesetzt: vom Ordnungsamt bis hin zu Übernachtungen von Helfern auf einem Zeltplatz. Beispielsweise wurden wir bei letzterem mit unseren Bitten ignoriert oder uns ist zumindest versprochene unbürokratische Hilfe und Unterstützung nur bedingt gewährt worden. Man hat uns insgesamt ignoriert, und das Sozialforum hat, während es lief, ja nicht wirklich in das Stadtleben eingegriffen.

Heike: Dies ist nicht nur der Stadt Erfurt und den in zugespitzter Weise lethargischen Bürgern zuzuschreiben. Es hängt auch mit unserer Vorleistung zusammen, zum Beispiel in punkto Öffentlichkeitsarbeit. Wir haben nicht wirklich die Massen mobilisieren können. Es hat sich immer die Waage gehalten: einerseits hat die Stadt das Sozialforum nicht unbedingt aus tiefsten Herzen befördert, andererseits haben wir es nicht vermocht, die selbst gesteckten Ziele zu erreichen.

Steffen: Für mich war das Sozialforum eine spannende Erfahrung. Es war ein Bereich, in dem Vernetzung stattgefunden hat – inhaltliche, organisatorische und menschliche. Die Leute, die sich hier trafen, haben bestimmte Inhalte und Menschen kennengelernt, die sie vorher so nicht wahrgenommen haben. Das Sozialforum hat seinen übergreifenden Charakter, wie er angestrebt war, auch tatsächlich angenommen. Insofern sehe ich das insgesamt nicht so pessimistisch, wobei ich natürlich den kritischen Einschätzungen zustimme. Wir haben auch bundesweit bei weitem nicht das erreicht, was möglich gewesen

Vom 21. bis 24. Juli fand in Erfurt das 1. Sozialforum in Deutschland statt. Wir führten ein Interview mit Heike Mahnert (Projektkoordination), Steffen Kachel (Mitarbeiter im Organisationsbüro) und Denny Möller (Mitarbeiter im Organisationsbüro/Kultur) über Ernüchterung, Lethargie und Euphorie vor, während und nach dem Sozialforum?



wäre. Wenn man sich Zeit nimmt, um über die Idee des Sozialforums nachzudenken, findet man unheimlich viel Neues und Ermutigendes. Also, in der Sphäre der Parteien beispielsweise wird sich im Interesse der Mehrheit der Menschen gar nichts bewegen, wenn die Menschen sich selber nicht bewegen. Die außerparlamentarischen Bewegungen und Initiativen, überhaupt der aktiven Teile der Bevölkerung, müßten entsprechenden Druck ausüben, vielleicht sogar Konzepte und Inhalte vorgeben. Und dieser Ansatz ist gelungen. Kleiner als er vorher gedacht worden war, doch er ist gelungen.

Heike: Und es soll ja auch weitergehen. Das nächste Sozialforum ist für 2007 geplant. Diesbezüglich haben wir eine Pionierrolle eingenommen, und es ist ganz klar, daß am Anfang nicht alles so läuft, wie man sich das vorstellt. Aber aus Fehlern lernt man, und beim nächsten Mal muß es eben besser gemacht werden.

Der Gedanke des Sozialforum besteht darin, daß möglichst Viele Ideen einbringen, Viele mitwirken. Trotzdem müssen ja auch organisatorische Punkte irgendwann verbindlich entschieden werden. Wo lagen dort für Euch die Schwierigkeiten?

Heike: Aus meiner Sicht hat das Verhältnis zwischen inhaltlicher Diskussion und organisatorischer Umsetzung nicht funktioniert. Das müßte parallel laufen. Es wurde sehr lange theoretisiert, über die Inhalte gestritten. Man

hat einfach über dieser ganzen inhaltlichen Diskussion das Organisatorische aus den Augen verloren. Man muß sich natürlich auseinandersetzen, ohne Klarheit im Kopf läuft gar nichts.

Man soll auch über Ideen streiten und viele Leute in den Prozeß einbeziehen. Das ist überhaupt keine Frage, aber irgendwann muß man einmal sagen: So Leute, jetzt müssen wir wirklich versuchen, das in ganz konkrete Aktionen zu bringen. Wenn man auch auf der Thüringer Ebene nicht die Initiative ergriffen und gesagt hätte, wir versuchen das jetzt unter den gegebenen Bedingungen so gut es geht umzusetzen, dann wäre vielleicht noch bis zwei Wochen vor dem Beginn diskutiert worden. Das ist sicherlich eine der grundlegenden Erfahrungen dieses Sozialforums.

Steffen: Es gab ja viele gute Ideen von Einzelnen, bezüglich der organisatorischen und inhaltlichen Vorbereitung. Aber das alles war in der von Heike eben beschriebenen Zeitnot nicht ernsthaft zu überlegen, geschweige denn umzusetzen gewesen. Und das ist für mich eine der Schlußfolgerungen auch für die weitere Arbeit: Die Pluralität und die Offenheit bis zur letzten Minute im Inhaltlichen muß gewährleistet sein. Das muß so ein Sozialforum immer haben, damit es lebt, und damit es das erfüllt, was es eigentlich soll, nämlich die Menschen zusammenzubringen. Dann muß auch sehr viel Raum für ganz verschiedene Ansätze und viel Spontaneität zugelassen werden. Aber dieser ganz breite Ansatz im Inhaltlichen, der darf sich nicht auf die Organisation erstrecken.

Denny: Ich möchte Dir da ein bißchen widersprechen. Ich denke, man



Von oben nach unten: Heike Mahnert, Steffen Kachel, Denny Möller – Fotos: Sven Gatter



sollte auch bis zur letzten Minute eine offene Organisation haben. In Erfurt ist es jedoch überhaupt nicht gelungen, in irgendeiner Form Entscheidungen zu treffen. Egal in welcher Phase der Organisation – es hat sich niemand getraut zu sagen: So wird das gemacht. Beispielsweise wurde das gesamte Kulturprogramm schon einmal Anfang dieses Jahres organisiert, aber von dieser Or-

Die Pluralität und die Offenheit bis zur letzten Minute im Inhaltlichen muß gewährleistet sein.

ganisation ist bis drei Wochen vor dem Beginn der Veranstaltung eigentlich nichts übrig geblieben. Das heißt, daß das gesamte Kulturprogramm noch einmal von vorne neu organisiert werden mußte. Nur hatte man dafür keine verlässliche Grundlage. Man hatte irgendwelche Informationen, irgendwelche Menschen sind schon einmal angesprochen worden und man hat auch Technik in Größenordnungen bereitgestellt, deren Kapazität dann leider nicht mehr ausgeschöpft werden konnte. Alles wurde schon einmal diskutiert, jedoch ohne Zusagen. Es gab einen Konsens darüber, in welche Richtung man gehen wollte, was für einen Charakter es haben sollte. Alles Rahmenbedingungen, die man sich nicht alleine ausdenken soll,

darf und auch nicht kann. Doch diese Vorüberlegungen und Organisationen wurden nicht so dokumentiert und vorbereitet, daß andere Leute damit weiterarbeiten konnten.

Ohne das Sozialforum als solches zu diskreditieren – bei der Organisation kann man nicht auf etablierte Strukturen verzichten. Auf der einen Seite können diese eine Professionalität befördern, andererseits werden damit möglicherweise außerparlamentarische und -institutionelle Strukturen eher abgeschreckt. Was hattet ihr für einen Eindruck?

Steffen: Ich denke, daß ist ein Problem. Wie sich das weiterentwickelt, hängt sehr vom Verhalten der Menschen ab, die Gruppen und Institutionen in diesen Zusammenhängen vertreten. Wenn diejenigen, die in finanziellen und organisatorischen Fragen ein stärkeres Gewicht haben, dies auch auf der inhaltlichen Ebene ausspielen, dann wird das der Sozialforumbewegung viel Schaden zufügen. Die Idee des Sozialforums wäre dann eigentlich perspektivisch kaum noch tragfähig. Das setzt eben das Verständnis bei Vertretern von Gewerkschaften, parteinahen Stiftungen etc. voraus, sich trotz des größeren organisatorischen und finanziellen Gewichts, in bestimmten Fragen zurückzunehmen. Ich glaube das geht.

Denny: Daß es geht, hat das erste So-

zialforum bewiesen. Große Organisationen wie der DGB, Ver.di oder auch die Rosa Luxemburg Stiftung haben das Sozialforum bei der konkreten Umsetzung unterstützt, obwohl es gerade nicht gewünscht war. Ohne deren Hilfe wäre es aber gar nicht gegangen. Das fängt bei simplen Fragen an. Zum Beispiel, man braucht ein Fahrzeug, um Material von A nach B zu bringen, und wer kann es bereitstellen. Da muß man schon irgendeine Institution kennen. Ich weiß nicht, wie das in anderen Ländern ist. In Deutschland geht nun einmal alles über Institutionen und über den Namen von Institutionen. Ich kann mir nicht vorstellen, daß so ein Event, der nicht einen marktwirtschaftlichen oder ökonomischen Hintergrund hat, so organisiert werden kann, daß er sich allein durch die Teilnehmenden trägt. Hier in Erfurt hat es funktioniert, daß große Organisationen unterstützt haben, ohne sich inhaltlich stark in den Vordergrund zu stellen.

Steffen: Ich denke, man sollte in diesem Punkt anspruchsvoll sein und mit Forderungen auf die Institutionen zugehen, nicht mit Mißtrauen. So wie wir. Als wir die ersten zwei Tage das Büro hatten, einen total nackigen Raum, haben wir gesagt: Aha, da sollen wir jetzt das Sozialforum vorbereiten? Und dann sind wir zu verdi gegangen: Paßt mal auf Leute, da sind jetzt ein paar Ehrenamtliche, die wollen anfangen das Sozialfo-



Fotos: Kristin Herziger

rum vorzubereiten, ihr habt doch sicher ein paar Ordner übrig und ein bißchen Papier und Schreibkram, damit wir erst einmal anfangen können. Ich glaube, so muß man das machen. Nicht auf die Gewerkschaft schimpfen, sondern sagen: Das, was wir tun, ist auch in Eurem Sinne, also bitte unterstützt das.

Was strahlt vom Sozialforum in Erfurt aus? Was kann eine Sozialforenbewegung erreichen, wo soll es hingehen? Und für Euch persönlich: Würdet ihr weiter am Ball bleiben, hier oder anderswo?

Denny: Die Gretchenfrage. Da ich ja am Ende schon sehr von der Sozialforumbewegung ernüchert war, glaube ich, im Moment eher nicht. Ich sage für mich ganz persönlich, da sollen die Leute bitte weiterhin *attac* machen, sollen das gut machen, sollen weiterhin Friedensbewegungen mit neuen Ideen und mit neuem Elan befruchten, sollen weiterhin ihre sozialen Kämpfe in und mit ihren Institutionen ausführen. Mit dem Sozialforum hat man versucht, die gewachsenen Strukturen, wie die Friedensbewegung, die Gewerkschaften und auch *attac*, zu bündeln und daraus etwas Neues zu schaffen. Und ist doch wieder in denselben Strukturen geblieben. Eine Bewegung über diese Strukturen hinaus gab es nicht wirklich. Es gab auch keine Impulse, die eine große Masse von neuen Leuten mitbewegt hätte.

Mein Fazit ist da eher, daß scheinbar nicht die Zeit für eine übergreifende soziale Bewegung ist. Antiglobalisierungsprotest ist weiter wichtig und sollte von jedem mitgetragen werden. Aber ein Sozialforum in Deutschland, um sich auf nationaler Ebene darüber zu verständigen, wie das Soziale in Deutschland weitergehen soll, ist scheinbar nicht nötig.

Heike: Mir geht's vom Fazit her letzten Endes wie Denny. Ich bin auch

Ein Sozialforum in Deutschland, um sich auf nationaler Ebene darüber zu verständigen, wie das Soziale in Deutschland weitergehen soll, ist scheinbar nicht nötig.

recht ernüchert, aber nichtsdestotrotz hatte ich mir zumindest persönlich vorgenommen, mich auch weiterhin im Thüringer Sozialforum – also erst einmal auf kleiner Ebene mit mehr Basisnähe – zu engagieren. Allerdings mache ich es davon abhängig, wo das Thüringer Sozialforum, wenn es denn hier überhaupt weitergeht, seine Aufgaben sieht, und wie man überhaupt auf dieser Ebene was anpacken kann. Aber ich bin trotz einer gewissen Enttäuschung der Meinung, daß ich gerne an dieser Bürgerbewegung mitarbeiten würde, die ja doch das Sozialforum zumindest in Teilen verkörpert.

Steffen: Ich werde an der Idee und sicher auch an der Bewegung weiter dranbleiben, weil ich denke, daß der

Ansatz einfach toll und unverzichtbar ist. Gerade weil ich Parteien auch von innen kenne, und von dort an gesellschaftlicher Veränderung ohne außerparlamentarischen Druck relativ wenig erwarte.

Habt ihr zum Schluß noch etwas, was Euch auf den Nägeln brennt?

Denny: Ich möchte mit Heike und Steffen auf alle Fälle gern weiterhin zusammenarbeiten, weil es mir sehr viel Spaß gemacht hat. Wenn man 15 Stunden am

Tag da ist und Heike zusieht, wie sie zwischen Telefonhörer, Tastatur und Bleistift zwischen den Zähnen auch noch gleichzeitig mit drei Leuten kommuniziert, und überdies punktgenaue Antworten ins Nebenbüro schreit ...

Heike: Das Wichtigste, was ich von diesem Sozialforum mitnehme, ist der innere Zusammenhalt der Truppe. Selten habe ich erlebt, daß etwas so gut funktioniert hat. Daß man versucht hat, sich wirklich solidarisch mit dem Anderen zu verhalten und ihn zu unterstützen, wenn es an einer Ecke klemmt. Das ist heutzutage in der allgemeinen Arbeitswelt nicht mehr so selbstverständlich. Und insofern hat das Sozialforum im Kleinen ziemlich gut funktioniert.

Interview: Michael Brodowski

Ventil e.V.

gemeinnütziger Verein zum kontrollierten Aggressionsabbau

Wer kennt sie nicht, die interessanten Ausstellungen auf der "ega". Neben seltenen Tieren werden den Besuchern auch seltene Menschen in ihrem Lebensraum präsentiert. Ausstellungen wie "Im Land der Bisonjäger" (Indianer), "African Wildlife" (Buschleute) oder "Das wundersame Eichsfeld" (Katholiken) zogen tausende Besucher in ihren Bann.

In diesem Zusammenhang ist es uns gelungen – mit freundlicher Unterstützung der Münchner Firma "Kuksch-Requisiten" – interessante Arbeitsgelegenheiten zu schaffen.

Sie sind:

langzeitarbeitslos (m/w), wandlungsfähig, lieben das Rollenspiel, haben markante Gesichtszüge und sind zeigefreudig?

Wir bieten:

attraktive 1-Euro-Jobs bei Ventil e.V. als "Thematischer Darsteller". Sie lernen fremde Kulturen kennen, arbeiten unter Menschen und stehen bzw. sitzen im Licht der Öffentlichkeit. Desweiteren bieten wir Kurse zum Erlernen von Handwerkstechniken (z.B. Faustkeil) sowie Jagdtechniken (z.B. Faustkeil) sowie Seminare zum Thema "Wie verändere ich meinen Typ?" an. Diese Arbeitsgelegenheiten können für Sie ein Sprungbrett zu Film, Fernsehen oder Weihnachtsmarkt (Geisterbahn) bedeuten.

Interesse?

Dann gleich zu "Ventil e.V."



Ab Januar 2006 findet auf dem ega-Freigelände die Ausstellung: "Tiere der Eiszeit" statt. Sie können – auch mit Ihrer Familie – das Überleben der Neandertaler in einer lebensfeindlichen Umgebung darstellen. Bei besonderer Eignung (Ähnlichkeit) bzw. Bereitschaft zu kosmetischen Korrekturen ist eine Daueranstellung möglich (die Ausstellung wird danach unter anderem in Island und Alaska gezeigt).

Kosten für Verpflegung (Schneehasen, Eis) sowie gesundheitliche Vorsorge (Gripeschutzimpfung) werden vom Ventil e.V. übernommen.

Bei Interesse bewerben Sie sich – bitte mit aussagekräftigen Fotos (Frontal und Profil!!!) – über Ihre ARGE oder direkt bei uns.

**Ventil e.V.,
Schlachthofstraße 33a,
990815 Erfurt**

Echte Menschen für Menschen - "Ventil e.V."

Ein neues Ich

Wir schenken Euch ein neues Leben ohne deutsche Behörden

Gründe, um die eigene Identität zu wechseln, die werden täglich von der jeweiligen grün-rot-schwarz-gelben Regierung (egal, wer zu jenem Zeitpunkt im Dienst ist) geliefert bzw. sie arbeiten laufend daran. Fortwährend kommen Gesetze hinzu, die nicht nur dazu dienen, die Freiheit so weit wie möglich einzuschränken, sondern auch (und vor allem) danach streben, jede hartverdiente Münze dem Bürger abzuzocken, ohne daß er aufschreien dürfte, daß es an der Steuer läge (woran bekannterweise der Staat schuld wäre). Vielmehr soll er erkennen, daß alles nur seine eigene Schuld ist – denn er hat gesündigt und eines der abertausend dummen deutschen Gesetze gebrochen.

Besonders in Ostdeutschland ist diese Tendenz sichtbar. Mit der ständigen Erneuerung der Regeln für die Umverteilung von Almosen für willige, freiwillige und unfreiwillige Arbeitslose, sowie die Verschärfung der Strafmaßnahmen gegenüber »sogar-unter-den-heutigen-Bedingungen-des-Marktes« Arbeitnehmenden bzw. weiteren ÜberlebenskünstlerInnen, werden tagein tagaus Strafverfahren gegen Mitmenschen eröffnet. Ihre Schuld ist im Grunde genommen nur die: mit oder ohne Hilfe von Alkoholexzessen zu versuchen, sich passiv gegen den Staat zu wehren. Wir alle kennen solche Beispiele in unserer Verwandtschaft, in unserem Freundeskreis, in unserem Blockhaus und – im besten Fall – sind wir mindestens dreimal im letzten Jahr an solchen Justizkatastrophen nur um Millimeter vorbeigeschrammt.

Da die Regierungen nicht in der Lage sind, die Arbeitslosigkeit durch die

Schaffung von neuen Arbeitsplätzen zu vermindern, lösen sie das Problem auf die Art und Weise, welche sich seit Jahrhunderten bewährt hat: bürokratische Erpressung, Förderung des Denunziantentums, Massenverhaftungen, körperliche, psychologische und wirtschaftliche Folter. Kurz: Jede Art der denkbaren polizeilichen Gewaltanwendung. In einem Punkt haben Schröder, Ferkel, Stoiber und Westerwelle recht: Es gibt keinen Platz mehr für die Faulheit. Die Bekämpfung des Folterstaates kann nicht mehr passiv sein.

Wie man den Staat erfolgreich (ohne Gewaltanwendung und ohne juristische Konsequenzen) bekämpfen kann, das soll unser Thema in der nächsten Ausgabe sein. Für dieses Mal wollen wir es dabei bewenden lassen, indem wir einen Weg zeigen, wie man sich aus der deutschen Gesellschaft verabschieden kann. Das soll all jenen dienen, die von irgendeiner Behörde verfolgt bzw. zur Zahlung von absurden steuerlichen Nachzahlungen verdonnert wurden (Sozialdemokraten, Liberale und Christen nennen das Strafgebühren. Was die Bayern dazu sagen? Zum Glück verstehen wir das östlich von Eisenach nicht) und nicht in der Lage sind, diese – durch Gewaltandrohung erpreßte Summe – leichten Herzens zu bezahlen. Das soll aber auch jenen helfen (das sind nur wenige), die von der Justiz per Haftbefehl gesucht werden: Wir meinen natürlich weder MörderInnen, noch Pädophilie, Mafiaangehörige, StraßenräuberInnen, korrupte PolitikerInnen, BetrügerInnen, NationalsozialistInnen, gewalttätige PolizistInnen (also keine Mitglieder irgendeiner organisierten Vereinigung,

die werden vom Staat schließlich zur Genüge geschützt). Wir meinen eher FalscheinparkerInnen, SchwarztrambfahrerInnen, JointraucherInnen, unruhige Arbeitslose und TräumerInnen – also die Verbitterten, um einen gefährlichen Idioten zu zitieren.

Zur Sache: Sagen wir, mein Name sei Hermann Decker und ich habe einiges zu verheimlichen. Ich habe während der DDR-Zeit Gelder von einem Diktator teilweise verwaltet, teilweise zweckentfremdet. Und ich werde von der Familie des Diktators dessen verdächtigt. Ich habe damals als Verkaufsagent für eine BRD-Firma fungiert, die ich schonungslos abgezockt habe. Darüber hinaus habe ich meine Frau und ihre Familie mit Geld überschüttet, das ich aus dem Verkauf meines DDR-Betriebes an die Treuhandanstalt illegal erworben habe. Mit dem Geld, das ich von den Banken bekommen habe, um die Arbeitsplätze zu sichern, habe ich einen Bauernhof in Brasilien gekauft und Schmiergelder an die MitarbeiterInnen der Banken, der Treuhandanstalt und der Landesregierung von Sachsen bezahlt. Das alles läßt die Justiz kalt. Aber einige der Geprellten, wie die Familie des Diktators, die mörderisch drauf sind, ganz und gar nicht. Nehmen wir an, Decker wird von seiner Frau an die Familie des Diktators verpiffen. Decker muß weg.

Er trifft auf Regina H., welche Ärger hat, da sie Flüchtlinge aus Kriegsgebieten heiratet, um ihnen eine Aufenthaltbewilligung zu ermöglichen. Regina war im Knast, weil sie kiffte, schöne Rastahaare trägt und den Polizisten – der am Rande einer Demonstration im hart gedopten Zustand vergeblich versuchte,

sie zu vergewaltigen – lächelnd strampelnd fragte, ob er irgend eine offizielle Sprache dieser Welt – welche auch immer – beherrsche. Das brachte ihr einen Prozeß wegen gewalttätigen Widerstands bei der Verhaftung ein.

Decker und Regina ziehen zusammen nach Manila. Wie? Sie fliegen dorthin mit einer billigen Fluggesellschaft und reichen einen Antrag auf Einbürgerung ein. Dazu mieten sie eine Wohnung (kostet zwischen 20 und 25 Euro warm pro Monat) und lassen sich nieder. Nach drei Wochen sind sie Philippinos. Er hat seinen Namen in Tagalog (die lokale Sprache) übersetzten dürfen und heißt Herminio Disini. Sie hat ihn geheiratet und heißt nun Regina Maria Disini. Und tschüß.

Ok, das funktioniert nur deshalb, weil Herminio ein bißchen Geld zur Seite geschafft hat. Die meisten von uns befinden sich nicht in dieser Lage. Dann lassen wir Hermann und Regina nach Italien auswandern. Dort brauchen die beiden keine besonderen Anträge zu stellen, sondern sie müssen am Anfang lediglich eine glanzlose Arbeitstelle zum Überleben annehmen: in einem Hotel schwarz arbeiten, in einem Restaurant schwarz bedienen, in einer Fabrik schwarz Schrauben ziehen, auf einem Feld schwarz Zwiebeln ernten. Sie melden sich bei ihrer deutschen Adresse ab und bei einer fiktiven italienischen Adresse an. Niemand wird das je kontrollieren. Nach einem Jahr treten sie der staatlichen (und kostenlosen) italienischen Krankenkasse bei. Drei Jahre später erlangen sie automatisch die Bürgerrechte, dann werden sie (nach einem Antrag) definitiv eingebürgert. In den darauf folgenden Jahren werden sie Deutschland mit etwas Risiko besuchen können, doch die Gefahr, von den Bullen angemacht zu werden, wird ziemlich gering bleiben. Hinzu kommt, daß es in Italien reicht, ohne Ausweis, nur mit zwei ZeugInnen an einem Schalter einer beliebigen Einwohnerkontrolle vorstellig zu werden, um eine neue Identität offiziell zu erlangen. Dieselben, ganz

einfachen, Regeln gelten inzwischen für die meisten EU-Länder, wie Estland, Lettland, Malta, Zypern usw.

Haben Hermann und Regina was Größeres zu verbergen bzw. werden sie von ehemaligen Verwandten oder Geschäftspartnern aktiv verfolgt? Dann müssen sie es radikaler angehen. Sie werden die Internetseite www.offshore-info.com aufrufen und einen diplomatischen Paß – zum Beispiel von Paraguay – beantragen. Es kostet schon viel Geld – aber wenn sie so hektisch aus Deutschland verschwinden wollen (müssen), dann haben sie die Kohle. Mit dem diplomatischen Paß brauchen sie sowieso nicht mehr auszuwandern, sie brauchen nicht mal Paraguay richtig auszusprechen, geschweige denn zu besuchen. Zur Erinnerung: Wie Sie (auch als Arbeits- und Mittelloser) am schnellsten zu Geld kommen, haben wir in der vergangenen Ausgabe bereits erklärt.

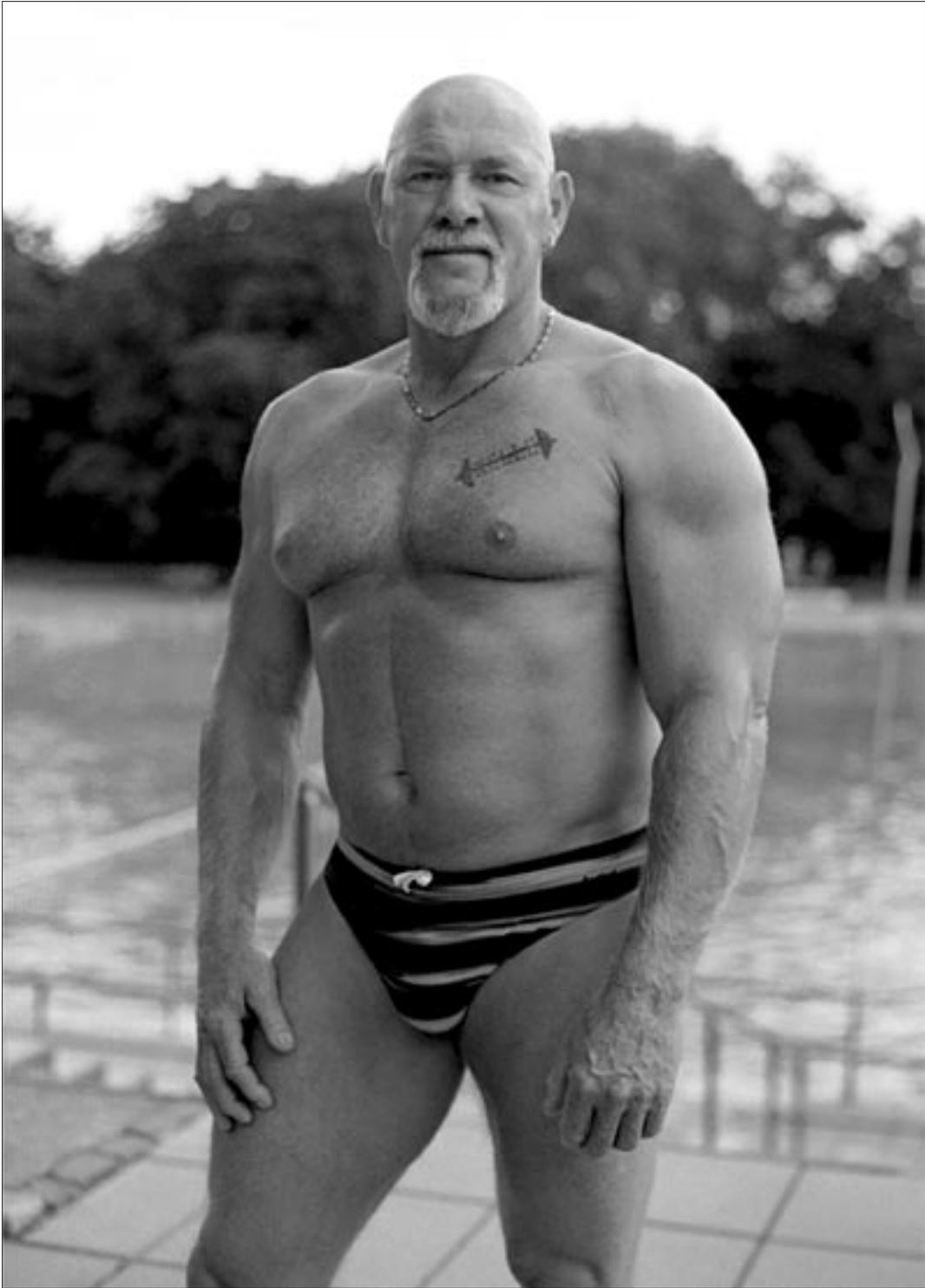
Nun, einem Detail gilt es besondere Aufmerksamkeit zu schenken: Hermann ist (sagen wir) am 12. Juli 1967 geboren. Anders geschrieben: 12.07.67. Doch in den meisten Ländern, die unter der kolonialen Gewalt der Amerikaner und der Engländer leiden oder gelitten haben, ist die erste Zahl die Bezeichnung für den Monat. Also erlangt Hermann einen Paß auf den Namen Decker (oder Disini, wie es ihm am liebsten paßt), geboren am 7. Dezember 1967. Damit läßt er sich in Deutschland nieder und wird nie wieder belästigt – außer er wird auf der Straße von einem Bekannten erkannt. Dafür reicht es aber, in ein anderes Bundesland umzuziehen. Vergessen Sie aber nicht, mir niemals eine Karte zu schreiben. Ich bin käuflich.

Die Güte Üte













Fotos: Sven Gatter »Menschen im Nordbad«

Die Frage für heute

Von Clara Ehrenwerth

Was soll ich nur mit den ganzen Muscheln machen, die mir die Freunde aus den Ferien mitbringen?

Das ist die Frage für heute neben Liebst du mich, aber das ist ja immer die Frage. Ich ertrage dieses inflationäre Muschelmitbringen schon jetzt nicht mehr, dabei habe ich noch circa zwei Drittel Leben zu bewältigen, ein Leben zwischen lauter Muschelmitbringern, manche schleppen sie gleich körbewise aus dem Seemannshop an der Strandpromenade an, es ist so nett gemeint und unterm Strich so fatal. Ich traue mich nicht, ihre Meersouvenirs in einem großen Glas zu sammeln, weil es Muscheln gibt, die außergewöhnlich sind, die man sich vielleicht öfter anschauen möchte als die grauen Herzmuscheln vom Nordseestrand. Mit den Freunden verhält es sich ähnlich.

Das Fatale am Muschelmitbringen ist, daß hinter jeder Muschel ein Freund steht, ein Freund und sein Urlaub, in dem er an mich gedacht hat, *obwohl* es ein durchweg gelungener Urlaub war, das würde bedeuten, daß ich dem Freund sehr wichtig bin, oder *weil* es ein durchweg gelungener Urlaub war, das würde bedeuten, daß der Freund mich automatisch mit schönen Zeiten verbindet, und wenn wir die schönen Zeiten schon nicht teilen, möchte er mich trotzdem an ihnen teilhaben lassen und bringt mir deswegen eine Muschel mit, die er vielleicht bei einem Strandspaziergang gefunden und für mich in seiner Tasche vergessen hat.

Aber Muscheln sind doch nicht nur hübsch anzusehen! Eine Muschel ist für mich in erster Linie ein totes Tier, liegt nutzlos in meiner Wohnung rum, fängt Staub für mich anstatt sein Grab in maritimer Atmosphäre zu finden!

Wenn es den Freunden darum geht, Schalen von toten Lebewesen zu finden, um sie mir zu schenken, dann möchte ich lieber einen Schildkrötenpanzer haben, in den kann man we-

nigstens Blumen pflanzen oder Pralinen und Obst darin servieren, bevorzugt natürlich den Freunden, die mir den Schildkrötenpanzer geschenkt haben. Vielleicht würde ich auch eine Wollschildkröte stricken und ihr den Panzer aufsetzen und sie dem Kind der Freunde schenken, ich sage »die Freunde«, weil sie ja meistens schon fast verheiratet sind, wenn sie anfangen mit diesem Muschelquatsch, eine Zeit, in der man sie auf Dauer wohl nur als Paar behalten kann. Nach der Hochzeit ändert sich das hoffentlich, ich habe noch nicht so viele länger verheiratete Freunde. Wahrscheinlich sieht man dann aber die Kinder der Freunde öfter als die Freunde selbst, die erklären einem, also mir, dann nur noch, wie man den Nuckelflascheninhalt erwärmt und den Videorekorder programmiert, und mit den Kindern haut man sich dann die Nächte gegenseitig um die Ohren, so wie man es früher mit den Freunden und Bier- statt Nuckelflaschen getan hat, während die verheirateten Freunde »mal Zeit für uns« brauchen, wie sie sagen, »mal wieder so richtig schön essen gehen«, »einfach mal raus aus dieser Windelwüste« müssen, oder auf Kostümbällen sind.

Ich würde auch Wollmuscheln stricken, wenn das nicht so schrecklich kompliziert wäre, Muscheln sind ja sehr feingliedrig und ich bin genau, außerdem weiß ich im Gegensatz zu Schildkröten bei Muscheln nicht, wie sie innen drin aussehen, da, wo es weich wird, aber ich denke, daß sie auch einen Darm haben und ein Herz und einen kleinen, zarten Muschelmund.

Warum schenkt mir eigentlich niemand mal eine lebendige Muschel? Ich würde sie Beate nennen oder Albrecht, wenn sie ein Männchen wäre, wenn Muscheln überhaupt ein Geschlecht haben; nicht Muschi, das wäre ja wohl geschmacklos, ich bin doch nicht Edmund Stoiber, der nämlich nennt seine Frau Muschi, habe ich gehört, dabei heißt sie Karin, damit

BLAU MACHEN Von Jana Rabisch (Text, Grafiken)

BLAUE BLUME DER ROMANTIK: Über keine Farbe wurde soviel geschrieben, theoretisiert und philosophiert wie über BLAU. Sie ist die Farbe der Tiefe, in ihr ist nichts oberflächlich oder vordergründig. Die Epoche der Romantik findet im BLAU einen Höhepunkt. Die »Blaue Blume« als Symbol romantischer Sehnsucht geht auf das Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« von Novalis zurück. Hier sind Natur und



sind doch schon ganz andere Leute fertig geworden.

Beate/Albrecht hätte immer ein offenes Ohr für mich, also, falls Muscheln Ohren haben, ich glaube eigentlich nicht, im Meer gibt es ja nicht sonderlich viel Hörenswertes, aber Beate/Albrecht wäre immer für mich da, ein richtiges Haustier eben und nebenbei auch das einzige, das ich oder vielmehr mein Körper akzeptieren würde, der reagiert nämlich allergisch auf Haare, und Fische will ich auch nicht, die haben häßliche Augen und stinken ganz sicher aus dem Mund und sagen auch sonst nur Bla Bla Bla, auch wenn sie vorgeben, daß es Blubb Blubb Blubb heißt – da bevorzuge ich eine taubstumme Herzmuschel, dumm bin ich ja auch nicht, auch wenn ich nicht kochen kann und nicht weiß, was ich mit meinen Haaren machen soll; auch wenn du manchmal sagst, daß ich spinne.

Ich würde Beate/Albrecht alles von mir erzählen, von den Blasen im Kopf und den Problemen unterm Arm, daß ich nicht weiß, ob meine Mutter merkt, daß sie längst alt ist und daß ich es lustig finde, daß es bald einen Kanzlergatten gibt, oder etwas von meiner Wohnung: daß ich nichts gebacken kriege, wenn ich nebenbei Musik höre, weil dann die Sicherung rausfliegt; und von dir natürlich, von der Narbe in deinem Nacken und daß du mich manchmal gänsehäutig streichst, wir streichen anstatt zu kochen, und wir dann daliegen, Gänsehaut an Haut, Narbe an Narbe, mein Arm in deinem Nacken und was es sonst noch gibt, und Beate/Albrecht würde zuhören und von Zeit zu Zeit zustimmend mit den Schalen klappern und ich würde meine Hand ins Aquarium halten und Beate/Albrecht ein bißchen kraulen und hoffen, daß sie etwas spürt durch die Schale hindurch, ich käme ja nicht an ihren Nacken. Später würde ich nicht mehr sprechen, damit Beate/Albrecht nicht aufwacht, nur noch ein bißchen beschließen, daß ich eigentlich gar nicht wegfahren will oder zumindest nur, weil du nicht willst und ich dich auch mal zu etwas überreden möchte; daß ich das Meer den Freunden überlasse, die Freunde umranden die Welt, die ich umrahme.

Es gibt ein schönes Land auf der Welt, und zwar Ägypten, (natürlich gibt es nicht nur ein schönes Land auf der Welt, aber in dem Fall), dort gibt es Pyramiden und Tourismus, Wasserpfeifen und Küste und Wüste und natürlich auch Muscheln, aber vor allem ein gutes Gesetz von hohem Nutzen und schwerer Erleichterung für mich: Es besagt, daß das Exportieren von Muscheln strengstens untersagt ist. Strengstens untersagt. Ich denke, man wird am Flughafen terroristengleich von der Kofferdurchleuchtungsmaschine weggezerrt und auf den Boden geworfen, drei Pistolen im Nacken, schildkrötenpanzergroße Hände am Arm, wenn man beim Schmuggeln auch nur eines einzigen Muschelkrümels ertappt wird, sicher haben sie auch ein paar von diesen Schnüffelhunden, die statt auf Drogen auf Muscheln programmiert sind und spuckefädig grinsen. Fahrt doch nach Ägypten, werde ich nächstens meinen Freunden sagen, nächstens, gleich nächstes Jahr, fahrt doch nach Ägypten, ist schön da und schöner noch, wenn ihr zurückkommt, schöner für mich. ☒

Leben von Poesie durchdrungen und die Übergänge zwischen Traum und Wirklichkeit verwischt. Durch die Liebe überwindet Opferdingen die Enge des irdischen Daseins – er findet die »Blaue Blume«. Sie wird so zum Symbol für Flucht in Utopie und Märchen, für Unbewußtes und Imaginäres, für Wahnsinn und Traum ... | BLAUER MONTAG: Völlig unromantisch hingegen ist, wie die Farbe BLAU im Mittelalter hergestellt wurde. Während die alten Ägypter der Antike als erste BLAU aus Edelsteinen wie Malachid und Azurit gewannen, urinierten

Im Tal der Königin

Von Jaromir Konecny

Wir müssen das entspannt angehen«, sagte Karin.
»Du, ich bin ganz locker.«
»Wir fliegen nach Ägypten!«
»Ägypten?« sagte ich. »Pyramiden? Mumien? Super!«
»Quatsch!« sagte sie. »Kind zeugen! In Deutschland klappt's mit dir nicht ... Du hast doch gesagt, daß Tschechen Angst vor den Deutschen hätten ...
»He?« sagte ich. »Meine Spermien haben doch keine Ahnung von deutsch-tschechischem Ausgleich.«
»Alles hängt mit allem zusammen«, sagte Karin. »Wir fliegen nach Ägypten. Ägypten ist die Wiege der Zivilisation.«
»Na, gut!« sagte ich. Warum nicht? Welcher Tscheche kann schon zwei Wochen lang so nah an den Pyramiden vögeln? Und das mit der schönsten Frau aus Niederbayern ... Ich lief zum Sportscheck und kaufte mir eine Taucherbrille.
Am Abend erwischte mich Karin im Badezimmer, wie ich über die Badewanne gebeugt die Brille testete, mit Schnorchel und einem Tauchergürtel mit Harpune dran. Nur die Flossen hab ich nicht angezogen, obwohl ich arg Lust dazu gehabt hatte.
»Was machst du da?«
Ich riß den Kopf aus dem Wasser. »Ich probier nur, ob die Brille sitzt, ob da nicht Wasser reinkommt, weißt du ...«
»Vielleicht war's doch keine so gute Idee«, sagte sie. »Mit Ägypten, also ...« So sind die Frauen: Vorspiel, Spiel ... Was ist aber mit dem Nachspiel, verdammt noch mal? Schön schlummern zum Beispiel! Oder schön schnorcheln!
In der Kajüte des Nilkreuzers hat Karin aber meine Rolle des zukünftigen Vaters wieder voll anerkannt. An unserem ersten Abend in Ägypten hielt sie mir eine dampfende Tasse unter die Nase. »Beifußtee!« sagte sie. »Das Kraut der Mondgöttin Artemis. Regt die hormonelle Achse an.«
»Meine Achse?« fragte ich. »Und was ist das für 'n leckeres Kraut? Cannabis?«
»Frauenmantel«, sagte sie. »Sein Blatt ähnelt dem Geburtschoß. Frauenmantel war bei den Germanen das Attribut der Frigga, der Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit. Wie ge-

schaffen zum Kinderzeugen. Für dich hab ich Vitamin E, Zink, Sellerie und eine Tüte Brennesselsamen.«

»Brennessel?« fragte ich. »Da kenn ich andere Kräuter! Hopfen ...«

»Brennessel ist fruchtbar und zäh«, sagte Karin. »Eine solche Pflanze überträgt ihre Heilkräfte auch auf den Menschen. Schau, da steht's im Buch.«

»Hmm ... *Blumen für die Vagina?* Hört sich an wie ein Alterswerk von Günter Grass ...«

Ich mußte noch eine Tüte Kürbiskerne futtern, und dann schlüpfen wir endlich unter die Decke. Neben die Kajütenliege hatte Karin eine Flasche Storchschnabelwein gestellt. Die Brühe roch wie Scheiße. Törnte mich richtig an. Storchschnabelwein! Tock! Tock! Tock! Storchschnabel – und flötenhart – tri, tri, tri, tralala – ce de e ef ge a ha ce. Ich soff und flötete und pfiß und blies! Oh mei!.. und Amai, der schönste Akkord – bayerisch-böhmische Zeugung in Ägypten! Wahnsinn! Diese Musik!

»Du«, sagte Karin plötzlich mittendrin im Schnackseln. Ganz entspannt, als ob wir statt auf Storchschnabelwein auf Karottensaft wären.

»Ich hab jetzt keine Zeit!« brüllte ich.

»Du«, sagte sie. »Was sind »Hodenkrampfadern?« Das hat mich dann doch etwas abgetörnt.

»Keine Ahnung!« sagte ich. »Mit meinen Hoden könntest du jetzt Billard spielen!« Zum Glück begann der Storchschnabelwein zu wirken, das Gesöff brodelte in meinem Verdauungstrakt, es überflutete meine Organe wie Lava, meine Zellen verkrochen sich vor dem Gift ineinander, meine Spermien jagten in Scharen davon, sie kämpften ums Überleben ... Da! Jungs! Dort ist der Ausgang! Nichts wie hin! Hurraaa! Die Ladung riß mich fast vom Bett! Aaah!.. Uff! Und jetzt ein bißchen Schlaf ...

Karin machte in der kleinen Kajüte einen Kopfstand. »Ist das nicht zu gefährlich?« fragte ich. »Wenn dir so viel Storchschnabelwein ins Hirn fließt?«

»Ich muß deinen Spermien etwas nachhelfen«, sagte sie.

die Färber des Mittelalters betrunken in große Bottiche, um BLAU zu machen. Und das kam so: Damals war die Kleidung keine Frage des Geschmacks, sondern eine Frage des Geldes. BLAU war im Gegensatz zu anderen Farben wie Purpur jedoch einfach zu färben. Den Stoff dazu lieferte der Färberwaid, der hierzulande angepflanzt wurde. Um 1500 war der Erfurter Anger einer der größten Waidmärkte Europas. Und im heute noch existierenden »Waidspeicher« kann man immerhin die Puppen tanzen lassen ... Das Blaufärben ging nur bei schönem

»Sie irren in meinem Bauch herum, als seien sie in einem Labyrinth ... so was von lahmarschig ... Meine Eier springen wie auf einem Trampolin, und deine Spermien gammeln nur rum.« Sie stand auf. »Das war heut wieder nix. Morgen machen wir weiter.«

Doch auch die nächsten Nächte befriedigten Karin nicht. »Wenn dein Kerlchen mein Ei träfe«, sagte sie, »würde ich die Rathausglocken am Marienplatz hören. Sogar in Ägypten.«

Eine Woche später, schon am Roten Meer, in Hurghada, hat sie freilich angefangen, meine super neue High-Tech-Taucherbrille zu bäugeln. Mit Ausdauer haben Frauen nichts am Hut. Frauen tun, was ihnen Spaß macht, und wenn sie die Lust daran verlieren, hören sie auf mit dem Krampf. Die Frau ist ein sanftes und von Natur aus vernünftiges Geschöpf, die Frau braucht keinen Ausdauerorden, sie muß keinen Poetry Slam gewinnen, wie der Mann, einen Slam nach dem anderen – da bin ich anders, da kenne ich nichts, wenn Vögeln dann Vögeln ...

»Wir sollten daraus keinen Leistungssport machen«, sagte Karin.

»Manchmal muß man die Zähne zusammenbeißen und durch ...«, sagte ich.

Am Abend standen wir in unserem arabischen Hotel und beglotzten das scharfe Buffet. Und da bekam ich eine teuflische Eingebung. Ich mußte wirklich scharf werden, eine Bombe, die tickt ... scharfe Schoten statt Storchschnabelschabau!.. Wenn scharf, dann richtig! Ich fraß eine volle Schüssel roter Peperonischoten, mein Schlund schlängelte sich vor Schmerzen, mein Magen stand im Feuer wie ein Scheiterhaufen, mein Darm brannte für die Wahrheit! Ich fraß mich so scharf, daß ich noch am Tisch einen Ständer bekam. Den Peperoniständer!

In den Bungalow lief ich wie ein Drache. Wow! Flammen speiend, aus dem Mund, aus den Nüstern, aus den Ohren, aus allen Öffnungen meines Körpers. Vor mir brannte die Erde, aber auch hinter mir ... Wir machten uns an das große Werk! Beim letzten Stoß spannte ich alle meine Muskeln: »Aaah!« Meine Spermien kreischten vor Freude, als sie meinen lodernen Körper verließen und die kühle Lagune *in Karin* erreichten, ich überschwemmte sie wie Gott – Spermien-Sintflut – ich flutete und flutete, weil es wichtig war zu fluten, Karin hielt mich fest, mein Zeugungsorgan schlüpfte nicht heraus

nach der Tat, der Propeller blieb *in Karin* und rotierte weiter, der Schlafwandler, der Mondsüchtige, der dahin trampelt und dorthin, nur dem Mondschein nach, todsicher auf dem Dachgiebel, ein Sensor, ein Periskop, eine chirurgische Mikrokamera, die noch nach dem Rechten schauen wollte – und da eilte schon eins der Kerlchen durch die Gebärmutter in die Eileiter, mit Karins Enzymen besprüht und bekränzt, in einem Hawaiihemd aus Karins Stoff, klar gemacht und scharf, ja, ich sah es, weil Karin von Augenblick zu Augenblick mehr zu einer Kristallgestalt wurde, mit feinen Nuancen ihres Innern geschmückt, die Haut klar und durchsichtig wie Sliowitz, das Meer der Wünsche, ich sah alles in dieser Sekunde, ich verstand das Leben – das Kerlchen sprang ins Rohr, und ab ging die Post, volles Rohr, auf der Rutschbahn zu Karins Allerbestem, dem goldenen Ei, dem Ei des Phönix, nicht des Kolumbus, es haute seinen Speer in die *Zona pellucida*, und schon war es drin, auch das Ei scharf wie nie, es lechzte nach der Verschmelzung mit ihm, dem Höhlenforscher, die Eizelle wölbte meinem Kerlchen ihren Befruchtungshügel entgegen, er haute seine Proteinaxt hinein und jetzt ... jetzt war es vollbracht! Eins und eins ist eins – jawohl!

Ja, das alles sah ich! Wir lagen ruhig atmend ineinander, ich *in Karin*, und noch etwas, das viel größer war, als ich es allein verursachen können, groß wie Gott, oder von Gott gesandt, und wenn nicht von Gott, dann aus dem Nichts und dem Alles der Evolution, eine Fulguration aus Kette und Kette, zwei DNA-Stücke, ein Grundstein für einen Mozart oder Shakespeare oder ... Karin ...

Einige Wochen später, schon wieder in München, kam Karin von ihrem Gynäkologen heim. Sie strahlte übers ganze Gesicht. *In Karin* schlief jetzt das allerletzte Glied der Evolution – *das fehlende Glied – missing link*. Ganz liebevoll schaute sie mich an. Voller Anerkennung, als hätte ich eine große Tat vollbracht.

»Das wird sicher ein ganz scharfes Mädchen werden, Schnucki«, sagte ich, trank ein *Pilsner Urquell* und dann noch eins und war mit Karin, mir und dem Leben im Allgemeinen und der Evolution und Gott recht zufrieden. ☒

Aus: »*In Karin*«, Roman im Ariel-Verlag

Wetter. In einen Bottich kamen die Waidblätter. Die wurden mit einer alkoholischen Flüssigkeit bedeckt, die für gute Gärung sorgte und somit den blauen Farbstoff aus den Blättern löste. Da Alkohol einfach zu schade war, ihn direkt in die Brühe zu geben, wurde er über einen Umweg zugeführt. In alten Rezepten steht, daß die Farbe besonders gut wird mit dem Urin von Männern, die viel Alkohol getrunken haben. Das BLAU entsteht allerdings erst, wenn die Stoffe im Sonnen-



untersuchung

ich weiß nicht mehr
welche krankheit ich haben mußte.
plötzlich war ich nackt.
sabine erforschte mich.
streng strich ihre hand
über meine haut.
ich wußte schon, daß man stillhält,
wenn jemand das macht.
sie hielt sich zwischen meinen beinen auf
wie ein kleines tier.
da scheuchte uns mutter auf, die jägerin.
ich floh, stand unsicher
hinter meiner zuckertüte.

Stefan Schütz

licht trocknen und so durch Oxydation ihre Farbe erhalten. BLAU färben war eine angenehme Tätigkeit. Die Färber hatten nichts weiter zu tun, als morgens und abends die Brühe umzurühren und immer mal frischen Urin aufzufüllen. Sie arbeiteten im Freien, bei schönem Wetter und es gab reichlich zu trinken. Immer dann, wenn die Färbergesellen am Montag betrunken in der Sonne lagen, um auf das Ergebnis zu warten, wußte jeder, daß BLAU gefärbt wurde. Die Färber waren »BLAU« und »machten BLAU«. Auch der Begriff »Blauer Montag«

Farben

Von Christoph Steier

Erst als das tiefe Blau langsam wich und einem verwachsenen Grün Platz machte, das sich zunächst in dünnen Fäden, dann aber wie ein platzender Schwamm auf dem dunklen Grund ausbreitete, wollte ich wieder Wasser. Zum ersten Mal seit –

Ich bückte mich zum Hahn, doch da kam mir der Spiegel, an dem noch deine Zahnputzgischt klebte, zu nah und ich versank wieder in den sich verästelnden Kapillaren voll quellender Farbe und der Hahn lief ins Leere. Irgendwann, aus Notwehr, griff die Hand in den Strahl, krümmte sich zur Vogeltränke und schlich an den Mund und der trank. Doch die Augen wichen nicht und werden nicht weichen.

Nach dem Blau beginnt der Verfall und deine Spur wird verwischt sein, noch ehe das lächerliche Gelb mit seinen braunen Schlieren verschwunden ist.

Wie schön dagegen der Auftakt in Rot, wenn die tapfere Haut nicht mehr kann und ihren wunden Punkt durchscheinen läßt. Wie kraftvoll dieses dunkle, matte Rot unter den Poren liegt, als wäre es Blut oder Wein hinter geriffeltem Glas. Wie es langsam durchbricht und sich ausbreitet, als sickerte es durch luftiges griechisches Brot. Weißt du noch, Kos? Die Unruhe an den Rändern, und doch darin die feste Mitte. Von allen Bindungen gelöstes Rot, das langsam verschwindet.

Am Anfang ist das Blau nur ein Schatten im Rot, eine Ahnung von Tiefe im Dunkel. Doch bald ist es überall. Geschichte sind die unerträglich marmorierten Mischbilder mit schwerem Hang zum Dreck. So bist du sogar ein bißchen dankbar, wenn es dann blau ist und Nacht. Das brauchst du niemandem zu sagen, das mußt du selbst sehen. Es geht sehr langsam und doch schnell. Und gerade weil du die einzelne Bewegung nie siehst, wird das Ganze immer einfacher zu durchschauen und irgendwann weißt du genau, was kommt.

Du kannst natürlich sagen, das sage ich jetzt, wo das Gelb und das Braun schon da sind. Das weiß jedes Kind, daß es dann bald vorbei ist, wenn es aussieht wie diese komischen

Karamellutscher, die wir an der Ostsee kauften. Kaffee und Vanille, die Farben gedeckt wie bei Hummeln. Hummeln sehen aber nicht aus wie das hier. Ja ja, jetzt lachst du, über so was denkst auch nur du nach, denkst du.

Du hast ja Recht, aber wenn man so lange hier vor diesem Spiegel steht und auf die Antwort wartet in dem, was sich da so geduldig und wie seit Jahrtausenden und bei allen unter dem Jochbein abspielt, nur ab und an aus dem Vogelhändchen einen Schluck nimmt und die Augen sich nicht lösen von deinem Abschiedsgeschenk, doch, das ist es gewesen, dann denkt man vielleicht: Mensch, daß es wirklich stimmt, daß alles weitergeht und nichts sich erledigt und auflöst – und man sieht davon nichts, gar nichts. Nickt sich bloß abends zu und sagt Sorry und tut, was wir taten. Wie grob, wie weitmaschig wir dachten, über alles hinweg. Lagen nur da mit heller Miene und Lachen auf Fotos und wollten nichts wissen von den Einblutungen im Gewebe unserer Geschichten.

Naja, so was denkt man dann, aber nur dann, wenn man es sich seit Tagen schon anguckt hinter deinen weißen Schlieren im Spiegel, aus dem Vogelhändchen lebt und mit jeder Sekunde klarer wird und genauer weiß, daß nichts von diesem grandiosen Scheißfilm jemals eine Sprache finden wird jenseits der eigenen Haut.

Wenn keine Komplikationen oder Begleitverletzungen aufgetreten sind, ist die Prognose außerordentlich gut. Ein Hämatom bildet sich in der Regel nach zwei bis drei Wochen vollständig zurück. Beschwerden oder Schmerzen verbleiben nicht. ☒

entstammt dieser Zeremonie. Um 1650 brach der Waidanbau allerdings zusammen, denn nun konnte »Indigoblau« aus Indien importiert werden. Das war billiger und einfacher herzustellen. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurden die Farben synthetisch hergestellt. Das bis dahin so kostbare BLAU war jetzt viel leichter und in unendlichen Variationen zu bekommen. | BLAUER MANTEL DER MADONNA: Durch die verschiedenen Herstellungsarten im Laufe der Jahrhunderte wandelte sich auch die Bedeutung und Wahrnehmung der Farbe BLAU. Als

Zigarettenfahrt

Von Maik Lippert

Da steht sie wieder in der Tür, fragt: *Muß das wirklich sein? Du warst doch erst vor 2 Wochen dort. Es wäre besser, du würdest dich so um Arbeit kümmern!* Sie streicht über die Hüften. Praktischer Kleiderrock in Taubenblau. 100% Polyamid. 29.90. *'s ist kalt hier draußen. – Dann geh rein, Mutter!* Sie merkt nicht, wie sie nervt. *Geh rein! Du erkältest Dich! Mach dir keine Sorgen! Ich bring das übliche mit. Ein paar Stangen, noch 'n paar Kleinigkeiten.* Endlich, sie geht. Jetzt aber los! 7 Uhr muß ich am Grenzübergang sein, sonst geht die Autoschlange wieder durch Görlitz. Das nervt! Jetzt steht sie hinter den Gardinen. Denkt, ich merk das nicht. Gut, fahr los! Erst mal über die Grenze.

Wie sich die Karawane durch Zgorzelez schiebt. Ein Junge springt zwischen den Autos herum. Winkt mit Schwamm und Eimer. Fensterputzen bei der Kälte? Ich fahr rechts heran, kurble das Fenster runter: *Chłpiec! Masz papirosy?* Kauf hier gleich 'ne Stange. Auch wenn's teurer ist, als auf dem Markt. Wie sich der Junge verneigt, Danke stammelt. Großartig! Wie die Landschaft, wenn man aus Zgorzelez rausfährt. Wie Ewas blasser Hintern. Das Mädchen hat einfach so 'ne Haut. Den Sonnenschutzfaktor gibt's nicht, mit dem sie im Sommer arbeiten könnte. War auch 'ne Arbeit damals auf dem Feld! Ständiges Bücken, mit verbrannten Armen durch nesselnde Erdbeerblätter. *Mädchen, wie kannst du die Hände noch von Erdbeeren unterscheiden?* Lachte über den eigenen Witz. Ihre Mundwinkel zitterten. Sie verstand nicht, dachte an die Tagesleistung. Wieder zuwenig! Ein Wunder, daß der Chef sie gewähren ließ. Mich konnte er ja nicht so einfach nach Hause schicken. Kam vom Sozialamt. Da konnte er sich nur am Schädel kratzen: *Mensch, Chemiker! Du kannst doch in die Schweiz. Ohne Chemie kriegen die keine Löcher mehr in den Käse!* Das hatte man mir auch im Sozialamt erzählt. Ja, natürlich, ich werde Euch 'ne Karte aus Basel schicken. Ganz bestimmt. Was soll ich in Basel? Ewa wartet. Leider gucken die Alten auch immer gleich. Ich klinge an der Tür, der Vater kommt wie zufällig

vom Kohlenkeller. *Proszę, proszę!* winkt er mich herein. Er streicht sich übers Haar, weist auf die Tür zur Küche: *Proszę, proszę!* Ich hör es von oben donnern. Immer noch die alte elektrische Waschtonne. Vielleicht besorg ich 'ne gebrauchte Waschmaschine. Kann ja Udo und Stotteremil erzählen, daß ich das Ding in Polen verkaufen will. Sollen alle im Dorf denken, der muß gute Geschäfte machen, wenn der so oft dahin fährt. Sollen sie denken, für 29,90 gibt's in Polen auf'm Markt zum Rock gleich die Strapse dazu. Das Leben geht weiter. *Dalej!* Sagt der Alte, wie er mich in die Küche lotst: *Teraz w zakładzie jest puszczana nowa linia produkcyjna.* Schiebt mich zur neuen Kaffeemaschine. Ein Thermo-Kaffeautomat, wie im Neckermann-Katalog. Der Alte klopf ans Gehäuse. SUPER KAWA NONSTOP – muß das neue Modell sein, was sie jetzt in seinem Betrieb fertigen. Der Alte zeigt zur Frau, die am Tisch kauert. Sie grüßt widerwillig. *Migrena.* Die Stirn auf die rechte Hand gestützt. Schmerzmittel überdecken nur, helfen nicht. Wie soll ich das sagen? Mein Polnisch ist zu lausig. Hilft alles nichts! Aber der Glaube, daß es hilft, kann helfen. War meine Lieblingsantwort als Vertreter für medilight-Geräte. Die Kunden winkten aber ab, sobald ich mit dem Gerät unterm Arm in der Haustür stand: Neonröhren gegen Depressionen? Kein Wunder! Ich meine, das mit der Migräne. Wenn den ganzen Tag die Waschtrommel donnert. Der Alte streicht sich übers Haar: *Nazha panienska ma duze pranie.* Ewa ist also oben Wäsche waschen. Na, ich geh mal. Der Alte winkt: *Idz!*

Ewa umfängt mich mit nassen Armen. Ihr Mund schmeckt seifig nach Schaumregulatoren. Ewa sprudelt los. Ich versteh nichts, drücke die Hände an die Ohren: *Die Waschtonne!* Sie zieht mich in ihr Zimmer. Auch dort versteh ich nur die Hälfte. Doch im Moment will ich Ewa nur freilegen. Wenn sie halbnackt auf mir sitzt, hat sie etwas von einer zu groß geratenen Putte. Sie hat diesen BH um. 100% Baumwolle, nicht von Neckermann. Und sie spricht, heult los: *Oni mowa, nie mamy*



Pigment aus Edelsteinen gewonnen wurde die kostbare Farbe mit Gold aufgewogen. Selbst noch aus der Renaissance-Zeit weiß man aus Verträgen, die Dürer und andere Maler mit ihren Auftraggebern schlossen, daß ermittelt wurde, wieviel BLAU man für ein Bild benötigte, um einen Preis nennen zu können. Der blaue Himmel erzeugte eine Gedankenkette, Gott als Sitz der höchsten Weisheit ... Gebunden an Reinheit und Klarheit wirkte auch der »Blaue Mantel der Madonna«. Leonardo da Vinci

swiedskiego domu! Was heißt hier Schwedisches Haus? *Dom, do ktorego mężczyzna chodzi, rozumiesz?! Ich mach ihr Haus zum Bordell? Die Alten! Hätte ich gleich merken müssen. Immer scheißfreundlich. Oni mysla nie są źli. Nie rozumiesz?! Versteh schon. Für deine Alten bin ich der Fremde, von dem keiner weiß, wie er zu Geld kommt. Schmuggler, sagt selbst Udo zu mir, wenn ich ihm 'ne Schachtel West ohne Steuermarke gebe. Man kann ihm nichts recht machen! Früher hat er ständig an der Banderole rumgepult: Kann ja keiner lesen, was da drauf steht. Mann! Hab gar nicht drauf geachtet. Weißgetünchte Wände, 30 cm unter der Decke hängt ein kleines Kreuz. Wie im katholischen Krankenhaus. Ewa beugt sich über mich, als wär ich ein unheilbarer Fall: *Musze isc. – Dann geh!* Was soll ich tun? Es nochmal als Vertreter versuchen? Bei Neckermann anfangen? Den Katalog hab ich ja intus. Für Besorgungen. Apropos, gehen wir morgen auf den Markt. Gehen wir, meine ich: *Idziemy?* Laß die Finger über ihre Brust tippeln. Sie lacht, preßt die Lippen mir an den Hals. Zu kurz, da erhebt sie sich: *Gut Nacht!* Die Tür fällt ins Schloß, der Slip spannt. Was jetzt? Denk an morgen, die Besorgungen! Wenn die Zöllner nicht wären. Am besten ich fahr zum nächsten Kiosk in Görlitz und kauf die übrigen Stangen. Zuhause lös ich dann mit Wasserdampf die Banderolen von den Schachteln. Ich seh's schon, Stotteremil steckt sich gleich die Kippe an. Nur Udo fragt wieder: *Was 'n das? Warst du in Polen Kant-hölzer tragen? – Ach wo! Den blauen Fleck am Hals hab ich mir selbst gedreht.* ☒*

entdeckte als erster, daß die Farben mit zunehmender Entfernung blasser und blauer werden. Jetzt war die Farbe BLAU erstmals als Ausdruck von Räumlichkeit entdeckt worden – was wir heute noch nachvollziehen können, wenn wir uns die »Mona Lisa« des alten Meisters betrachten und nicht nur an ihrem geheimnisvollen Lächeln kleben bleiben. | BLAUER REITER: In der Malerei nutzten die Impressionisten als erste die Vielfalt der nun synthetisch erzeugten Farben. BLAU stand nicht mehr für Tradition und Symbolik, sondern wurde ab-

Der Rundenläufer

Von Franziska Wilhelm

Wenn ich den ganzen Nachmittag nicht ein einziges Mal auf meiner Triola gespielt hatte, durfte ich meiner Mutter helfen, die nasse Wäsche auf das Trockengestell vor dem Schlafzimmerfenster zu hängen. Bis zur zweiten Leine. Wenn meine Mutter dann die weiteren vier Leinen mit unseren gewaschenen Hosen, Pullovern und Strümpfen behing, stand ich neben ihr und schaute hinunter auf den Hof. Es war ein schöner Hof, sehr groß mit grünen Hecken und drei viereckigen Wiesen, die durch Kieswege voneinander getrennt waren. Unten lief der Rundenläufer.

Der Rundenläufer war ein Mann, den alle duzten, obwohl er schon erwachsen war. Er war groß und sehr schlank. Jeden Tag lief er seine Runden im Hof. Er ging schnell, den Blick fest nach vorn gerichtet, als ob er auf dem Weg zur Arbeit sei und schon nach dem richtigen Bus Ausschau halte. Seine Beine erinnerten mich an Sprungfedern. Immer wenn er in der Mitte eines Schrittes war, schien er noch einmal zehn Zentimeter größer zu sein. Manchmal machten sich die Nachbarn einen Spaß und liefen hinter ihm her, bis sie ganz aus der Puste waren von seinen langen, schnellen Schritten. Der Rundenläufer sagte nichts zu ihnen, er sprach selten etwas. Er hatte auch eine eigenartige Stimme. Meine Mutter sagte mir, daß er sich selbst nicht richtig höre. Seltsam, dachte ich, wie kann man sich selbst nicht richtig hören, wenn man doch an sich selbst am nächsten dran ist?

Aber darüber hatte ich keine Zeit nachzudenken. Ich mußte üben, üben den richtigen Knoten in das blaue Tuch zu machen, das ich bekommen hatte. »Einmal drüber, dann rum und dann hinten durch. Das geht ganz leicht«, hatte mir mein Bruder Andreas gesagt. Aber Andreas war auch schon fünfzehn.

Ich stellte mich vor den Spiegel, das blaue Tuch lag um meinen Hals. Erst drüber, dann rum, dann hinten durch. Doch das Tuch wollte nicht. Ich probierte es immer wieder, aber entweder entstanden riesige, lockere Knoten, die gleich auseinander fielen oder ich bekam unansehnliche Winzlingskno-

ten heraus, die mir auch noch eine Bleistiftlänge vom Hals weghingen. Ich wurde wütend, riß den letzten Winzling wieder auf und dachte, »Na warte!« Mit aller Kraft nahm ich die beiden Enden in die Hände, band sie drüber, drum und durch und alles doppelt, zog fest und fing von Neuem an. Ich hörte erst auf, als das Tuch bis an die Spitzen hin verknotet war. »So, das haste nun davon«, sagte ich zu dem Tuch, das sich nicht mehr rühren konnte, weil es nun als eng geschnürter Wulst um meinem Hals lag. Dann ging ich auf meiner Triola spielen.

Als mich meine Mutter zum Abendbrot rief, hatte ich das Tuch immer noch um. Schnell wollte ich es abmachen und in die Küche gehen, doch ich bekam es nicht auf. Ich zog und zerzte, aber es wurde nur noch fester, so fest, daß die Spitzen senkrecht in der Luft standen. Schließlich ging ich mit meinem Tuch zum Abendbrotstisch.

»Was hast du denn gemacht?«, fragte mich meine Mutter.

»Ich hab Knoten geübt«, antwortete ich und fühlte, wie in diesem Moment eine von meinem Bruder ausgesandte Welle des Hohns über mir zusammenschlug.

»Da mußt du ja froh sein, wenn du nicht abhebst mit deinem blauen Propeller!« sagte er und lachte.

»Andreas, laß sie in Ruhe«, sagte meine Mutter und wendete sich dann an mich: »Aber vor dem Schlafengehen machst du das ab, Katharina, sonst erstickst du mir noch.« Ich nickte soweit mir das mit dem Tuch noch möglich war.

Nach dem Abendessen stellte ich mich wieder vor den Spiegel und versuchte erneut die Knoten zu lösen. Aber vergebens. Ich schaute auf meinen Schreibtisch, da lag die Schere. Ich fuhr mit Daumen und Mittelfinger in die dafür vorgesehenen Plastik-Ösen, dann hob ich die Schere hoch und legte sie an das Halstuch an. Jetzt mußte ich schneiden. Ich machte die Augen zu, zählte: Eins, zwei und - machte die Augen wieder auf. Es ging nicht. Ich konnte doch das blaue Tuch nicht zerschneiden. Was sollte ich denn der Lehrerin erzählen?

Als meine Mutter an diesem Abend kam, um »Gute Nacht«



gelöst durch subjektive und individuelle Bedeutung. Die Farbtuben waren jetzt überall und zu jeder Zeit verwendbar. Die Kunst der Moderne verdeutlicht diesen neu gewonnenen Spielraum am »Blauen Reiter«, einer expressionistischen Künstlervereinigung, 1911 von Wassily Kandinsky und Franz Marc ins Leben gerufen. Paul Klee, August Macke, Gabriele Münter und Jawlensky gehören dazu. Ziel des »Blauen Reiters« war es, die Grenzen des künstlerischen Ausdrucksvermögens zu

zu sagen, zog ich mir die Bettdecke bis zum Kinn, damit sie das Tuch nicht sehen konnte. Sie gab mir einen Kuß auf die Stirn und sagte »Morgen, wenn du aufwachst, ist auch dein Bruder Alexander da. Der kommt heute Nacht ganz spät.« Ich freute mich darauf, Alexander wieder zu sehen. Er wohnte schon seit einiger Zeit nicht mehr bei uns, sondern studierte in einer großen Stadt. Er kam nur noch manchmal am Wochenende. Morgen war Samstag.

In der Nacht wurde ich wach. Der Knotenwulst war nach hinten gerutscht und drückte auf meinen Nacken. Wenn ich das Tuch weiter anbehielt, würde ich ersticken, hatte meine Mutter gesagt. Ich bekam Angst. Ich wollte zu ihr gehen und sie sollte es mir abmachen und zwar gleich. Die Wohnung war schon dunkel. Vorsichtig ging ich durch den Flur in Richtung Schlafzimmer. Als ich am Zimmer meines Bruders vorbeikam, hörte ich darin Stimmen. Alexander war da. Ich schaute durch das Schlüsselloch, denn ich traute mich wegen meines Knotentuchs nicht hinein zu gehen. Alexander und Andreas unterhielten sich leise und ich mußte mein Ohr an die Tür legen, um zu hören, was sie sagten. Alexander erzählte viele Dinge aus der Stadt, die ich nicht richtig verstand und deshalb auch gleich wieder vergaß. Nur einen Satz prägte ich mir ein, denn ich wußte, daß er für mich bestimmt war. Alexander sagte: »Wenn alles immer enger wird und man kaum noch Luft zum Atmen hat, dann muß man eben auf die Straße gehen.« Alexander konnte nicht wissen, daß ich nicht auf der Straße spielen durfte. Aber wenn alles immer enger wurde, dann konnte man bestimmt auch auf den Hof gehen. Ich drehte meinen Knotenwulst wieder nach vorn, was gar nicht so leicht war, weil er schon sehr fest saß, und legte mich schlafen.

Am Morgen war ich die erste, die wach war. Noch vor dem Frühstück ging ich nach unten auf den Hof. Ich faßte an meinen Hals, noch war an meinem Tuch keine Veränderung zu spüren, es saß fest. Vielleicht mußte ich etwas machen? Was man machte, wenn man auf die Straße oder auf den Hof ging, davon hatte Alexander nichts gesagt. Ich wartete eine Weile, dann kam er mir entgegen. Der Rundenläufer. Das war es, ich mußte Runden laufen! Ich beschloß in entgegengesetz-

ter Richtung zu gehen, damit der Rundenläufer nicht dachte, ich würde ihm nachlaufen, wie die dummen Nachbarsjungen. Ich fühlte mich gut. Jedesmal, wenn sich unsere Runden an diesem Morgen kreuzten, schauten wir uns kurz an, sagten nichts, nickten uns nur leicht zu. Er wußte, ich hatte ihn verstanden.

Plötzlich erschien meine Mutter auf dem Hof. »Hier bist du, Kind! Du hast ja das Tuch noch um!« rief sie. Ihre Stimme klang aufgeregt. »Jochen, es ist was mit deiner Mutter«, sagte sie zum Rundenläufer, dann griff sie meine Hand und zog mich durch das Tor zur Straße. Draußen standen viele Leute, auch Andreas und Alexander. Ich sah ein Feuerwehrauto kommen. »Was ist denn passiert?« fragte ich.

»Die Mutter vom Jochen hat den Gashahn aufgelassen und jetzt hat sie das ganze Gas in der Wohnung.« Ich verstand nicht, was sie damit meinte. Ich hatte den Rundenläufer oft mit seiner Mutter einkaufen gehen sehen. Sie war schon eine alte Frau. Als sie nach draußen getragen wurde, hing ihr langes, graues Haar über die Trage. Der Rundenläufer stürzte ihr hinterher. Er schrie laut, aber ganz ohne Worte. Ein paar Männer griffen ihn an den Armen. Als er anfang zu treten, hielten sie ihn auch an den Beinen fest. Man trug ihn zu einem Auto. Er brüllte und wand sich bis er hinter der geschlossenen Autotür verschwunden war.

Noch an diesem Morgen schnitt mir meine Mutter mit der Küchenschere das Band vom Hals. Ich weinte dabei, weil ich daran dachte, was die Lehrerin wohl sagen würde. Noch ahnte ich nicht, daß ich das Tuch ohnehin bald nicht mehr brauchen würde. Ich wußte auch nicht, daß ich den Rundenläufer und seine Mutter nie wieder sehen würde. Nur heute denke ich manchmal, wenn ich so aus dem Fenster schaue und die Jogger, die Walker und die Leute mit den Skistöcken sehe, dann denke ich, das hätte ihm vielleicht gefallen. ☒

erweitern, das »Geistige in der Kunst« rein zu erfassen. Diese Reinheit kristallisiert sich in der Farbe BLAU. Sie ist hier Vertiefungsfarbe, Darstellung des Unendlichen. Kandinsky greift in seinen Bildern oft das Motiv des Reiters auf, verbunden mit BLAU. Es sind Bilder am Beginn der Abstraktion. Franz Marc verbindet die Farbe BLAU mit der Darstellung von Tieren, so beispielsweise »Der Turm der blauen Pferde« – wieder die Verbindung BLAU/Pferd. Im BLAU sieht er Mystik und Reinheit. BLAU ist für ihn geistig und ernst, mit Rot zu un-

Blaue Theorie

Von Kerstin Wölke

Die vorliegende Abhandlung wurde als Diplomarbeit am Institut für praktische Theorie der Rojon-Wölke-Universität eingereicht. Das vor kurzem eingerichtete Institut gibt alltäglichem Theoretisieren, was für gewöhnlich immer ins Blaue trifft, ein angemessenes Zuhause. Es ist für alles offen, was mit Erklären, Begründen und Verstehen zu tun hat, wobei nicht klar ist, was das heißt, bis der Lehrstuhl für theoretische Theorie besetzt ist.

Warum besagt ein altes Sprichwort, alle Theorie sei blau? Im zweifachen Sinne ist sie dies: ›Theorie‹ ist entlehnt aus dem griechischen *theoria*, was übersetzt Betrachtung heißt. Im Adjektiv *theoretikos* (*bios*) wird eine Lebenshaltung zum Ausdruck gebracht, die sich als reflektiert, gedanklich erfassend umschreiben läßt (lat. *vita contemplativa*). Ein Mensch, der sich des öfteren dem kontemplativen Lebensstil hingibt, wird als jemand bezeichnet, der sehr viel blau macht. Darüber hinaus kommt es vor, daß ein praktizierender Theoretiker, sobald er sich seiner Umwelt mitteilt, gefragt wird, was er denn zu sich genommen habe: »Bist du blau?« Liebe Freunde der Theorie, diesen abschätzigen Bewertungen zum Trotz, soll in strahlendstem Blau das Ergebnis unserer Betrachtungen erscheinen! Im folgenden wird ein Beispiel für eine praktische Alltagstheorie vorgestellt:

Theorie über den Einfluß eines Blickes in den Spiegel auf das Selbstwertgefühl in Abhängigkeit vom Grad seiner (des Spiegels) Verschmutzung.

Das reine, ungetrübte Selbstgefühl, welches der Mensch nur nach einer gut durchschlafenen Nacht vor dem Aufstehen genießt, hat ihn spätestens auf dem Weg ins Badezimmer verlassen, denn dort wird er sich mittels eines Spiegels mit seinem Aussehen konfrontieren. Allein der Wunsch (oder Zwang), in einen Spiegel zu blicken, ist ein Symptom für den Verlust des Gefühls der Einheit mit sich selbst. Steht der Mensch nun vor dem Spiegel, wird das getrübt Gefühl der Einheit weiteren Einflüssen ausgesetzt, die es zu untersuchen gilt. Die Sauberkeit des Spiegels spielt dabei eine nicht unerhebliche Rolle. Ei-

genversuche der Autorin führten sie zu folgender These: Der Grad der Verschmutzung eines Spiegels verhält sich direkt proportional zur Qualität des Selbstwertgefühls, das durch den Blick in jenen Spiegel hervorgerufen wird. Ein befleckter Spiegel verringert den Grad der Selbstreflexion. Ein verringerter Grad der Selbstreflexion steigert das Selbstwertgefühl. Daraus folgt: Große Verschmutzung des Spiegels fördert ein gehobenes Selbstwertgefühl. Je kleiner der Grad der Verschmutzung, desto geringer das Selbstwertgefühl.

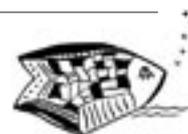
Vor Erläuterung einer Theorie müssen Grundannahmen festgestellt und Begriffe geklärt werden:

1. Die Einstellung zum eigenen Äußeren beeinflusst das Selbstwertgefühl.
2. Maßgeblich wird diese Einstellung durch den Blick in den Spiegel bestimmt.
3. Ein sauberer Spiegel reflektiert mehr von der Person, die vor ihm steht, als ein verschmutzter.

Def. Spiegel: »Der ebene Spiegel liefert von einem vor ihm stehenden Gegenstand ein virtuelles Bild gleicher Größe, das ebenso weit hinter dem Spiegel zu liegen scheint, wie der Gegenstand sich vor dem Spiegel befindet.« (MEYER) Das heißt, ein Betrachter vor einem, zu 100 Prozent geputzten Glas- oder Kristallspiegel, muß davon ausgehen, daß er sich so sieht, wie er aussieht, bzw. aussieht, wie er sich sieht. Als Spiegel bezeichnet man metaphorisch auch eine andere Person, die ihre Einstellung zum Betrachter, der sich in jener Person spiegelt, verbal, mimisch oder gestisch kundtut. Hierbei ist die Reflexion komplexer. Zumeist wird beim Blick in den gemeinen Haushaltsspiegel der Blick eines möglichen Gegenübers mitbedacht (vgl. JULSON).

Def. Selbstwertgefühl: Selbstwertgefühl meint die Einstellung, die eine Person zu sich selbst hat. Im Angesicht eines Spiegels äußert sich ein gehobenes Selbstwertgefühl in Sätzen wie: »Ich will so bleiben, wie ich bin.«, »Morgen, Schatzi!«, geringeres Selbstwertgefühl in: »Dich kenne ich nicht.«, »Mein Gott, wie die Zeit vergeht!«.

endlicher Trauer gesteigert. Während für Kandinsky Rot die männliche Farbe ist, ist es für Marc BLAU. | BLAUE PERIODE: Joan Miró, dessen Bilder verspielt und abstrakt zugleich sind, philosophierte »Mein Werk soll ein Gedicht sein, das von einem Maler in Musik umgesetzt wurde.« Sein BLAU ist ein surreales BLAU jenseits der Wirklichkeit. In den 20er Jahren schon malte er »Traumbilder« mit einzigartigem BLAU. Und Marc Chagall, Zeit seines Lebens Poet, Träumer und Exot, be-



Def. Selbstreflexion: Selbstreflexion setzt Distanz einer Person zu sich selbst voraus. Zwischen dem Bild, das diese Person von sich hat und sich selbst, als die sich betrachtende, liegen die ihr mitgeteilten, oder von ihr vermuteten Einstellungen anderer Personen in Bezug auf sie. Groß ist die Distanz, wenn jede Bewertung Anderer gründlich betrachtet wird. Diese erfahrenen oder vermuteten Einstellungen, sowie deren Betrachtung, können mal größeren, mal kleineren Raum zwischen der Person, die sich betrachtet und der Person, die sie betrachtet (=Person, die sich betrachtet) einnehmen. Auch dies kann reflektiert werden.

Def. Spiegelschmutz: Schmutz auf Spiegel ist jegliche Substanz, die auf der Spiegeloberfläche haften kann. Man unterscheidet Spiegelschmutz hinsichtlich seiner Konsistenz, insbesondere seiner Fähigkeit zu fließen, seiner Lichtdurchlässigkeit, sowie seiner Ausdehnung. Auf dem Spiegel angebrachte Aufkleber gelten nicht als Schmutz, dienen jedoch demselben Zweck, nämlich zu verhindern, daß schlimmstenfalls der Betrachter überhaupt nicht von seinem Spiegelbild abgelenkt wird (vgl. GRAVINAS).

Erläuterung:

In das Selbstwertgefühl einer Person fließen Erfahrungen ein, die sie mit anderen Personen macht. Urteile, die eine Person über eine andere fällt, beruhen zunächst auf dem äußeren Erscheinungsbild. Dies wird durch den Blick in den Spiegel antizipiert. Menschen blicken in den Spiegel, um sich ein Bild von sich zu machen und, um das mögliche Bild, das Andere von ihnen haben könnten, beeinflussen zu können.¹

Der Grad der Verschmutzung eines Spiegels spielt in mannigfacher, bisher nicht berücksichtigter Weise eine Rolle in seiner Auswirkung auf das Selbstwertgefühl. Denn: Je verschmutzter eine Spiegeloberfläche, desto mehr Verstandesleistung muß ein Betrachter aufbringen, um sich ein realitätsnahes Bild von sich zu machen. Dies wirkt sich insofern positiv auf das Selbstwertgefühl aus, als der Betrachter durch den vermehrten Aufwand seines Gehirns, ein vollständiges Bild aus der Mischung von relevanten Sinnesdaten und Datenmüll², zu gewinnen, von der Bewertung seines Erscheinungsbildes abgelenkt wird. Er verliert Energie für Selbstkritik, indem er gezwungen ist, sein Bild zu konstruieren. Fehlende Selbstkritik ist bei den meisten Menschen ein Garant für ein gehobenes Selbstwertgefühl. Sehr großflächiger und lichtundurchlässiger Schmutz kann nahezu verhindern, daß der Betrachter sich im Spiegel sieht. Die Phantasieleistung, die nun zur Beant-

wortung der Frage »Wie sehe ich aus?« erbracht werden muß, führt meist zu ausnehmender Sorglosigkeit. In diesem Fall sieht der Betrachter so aus, wie er aussehen möchte. Leichter Schmutz, z.B. getrocknete Wasserspritzer, dient zumindest dazu, die Spiegeloberfläche deutlich ins Bewußtsein zu rufen. Ist der Betrachter unzufrieden mit seinem Spiegelbild, kann er den Spiegel zur Verantwortung ziehen und ihm vorwerfen, er spiegle ungünstig.

In der Realität sind völlig unverschmutzte Spiegel selten anzutreffen, es sei jedoch vor ihnen gewarnt: Die ungetrübte Reflexion des Spiegels vervielfältigt die Selbstreflexion des Betrachters. Das Gesehene sieht sich, sieht aber nicht den Spiegel. Der Spiegel, als Medium der Reflexion, wird nicht wahrgenommen, schnell ist vergessen, daß das, was man sieht, nicht die Wahrheit ist. Das Selbstwertgefühl nimmt großen Schaden.

Nachtrag zur Verifikation der Theorie:

Nach einem Selbstversuch, bei dem es der Autorin darum ging, ihre Theorie zu falsifizieren³, befand sich diese, da der Versuch fehlschlug, kurzfristig in psychiatrischer und intensivkosmetischer Behandlung. Ihre Lebensfreude gewann sie wieder, nachdem sie sich dem Betrachten der Dinge, die außerhalb eines Spiegels liegen, zuwandte. ☒

Literatur:

- GRAVINAS, Emmanuel: Die Spur auf dem Anderen. Bordeaux-Éditeur-Paris: 1987
- JULSON, Robin: Der Feind in meinem Bad. Stockholm: Ikea-Vörlag 1993
- MEYERS GROSSES TIEFENLEXIKON in 24 Bänden, Mannheim, Wien, Zürich: B.I. Taschenbuchverlag 1987²
- POPPA, Karl Raimund: Aller Anfang ist Theorie. Oxford: Single Malt University Press, 1994

¹ Anregungen bei Wastl Moosbrecher: »Das Leben mit meiner Locke«

² Es soll tragische Einzelfälle gegeben haben, in denen ein Betrachter fälschlich annahm, sein Spiegel wäre sauber.

³ Nach neuem Verständnis muss eine Theorie nicht verifizierbar, aber falsifizierbar sein. (vgl. POPPA)

schreibt seine Kunst mit einer »Blauen Seele«. Picasso soll einmal über ihn gesagt haben: »Wenn Chagall malt, weiß man nicht, ob er dabei schläft oder wach ist. Irgendwo in seinem Kopf muß er einen Engel haben.« Chagall gestaltete neben seinen vielen Gemälden mehrere Kirchenfenster mit einem alles überflutenden BLAU. Pablo Picassos »Blaue Periode« erstreckte sich von 1902 bis 1904 und bildete einen ersten Höhepunkt in seinem künstlerischen Schaffen. In fast allen Bildern dieser Zeit findet sich ein melancholisches BLAU mit Figuren

Frau Bolte und Herr Lämpel

Von Till Bender

Was haben eine gewisse Frau Bolte und ein gewisser Herr Lämpel gemeinsam? Beide wurden 1865 berühmt, als Wilhelm Buschs Max und Moritz sich auf ihre Kosten amüsierten. Damit es auch so richtig lustig werde, packten die Buben die Witwe und den Lehrer an ihrer empfindlichsten Stelle. Das waren bei ihr drei Hühner und ein Hahn, bei ihm eine Meerschaumpfeife. Interessant ist hier, was – nach eigenem Bekunden – diese Gegenstände den Opfern bedeuten. Angesichts ihres tot am Baum baumelnden Federviehs ist von der erschütterten Frau Bolte zu hören:

»Fließet aus dem Aug, ihr Tränen! / All mein Hoffen, all mein Sehnen, / Meines Lebens schönster Traum / Hängt an diesem Apfelbaum.«

Und Herr Lämpel macht es sich in seinem Sessel behaglich, kurz bevor ihm die von Max und Moritz heimlich mit Schießpulver gestopfte Pfeife um die Ohren fliegt:

»Ach!« spricht er. »Die größte Freud' / Ist doch die Zufriedenheit!«

Da haben wir's: Torpediert wurden die Zufriedenheit und das Sehnen.

Eine der ganz wichtigen literarischen Sehnsüchte kommt in Novalis' romantischem Romanfragment »Heinrich von Ofterdingen« (1802) vor. Heinrich liegt nachts wach im Bett und denkt: *»... fern ab liegt mir alle Habsucht, aber die blaue Blume seh'n ich mich zu erblicken. Sie liegt mir unaufhörlich im Sinn, und ich kann nichts anders dichten und denken.«*

Es geht dabei nicht um irgendwas Hübsches, Botanisches, vielmehr ist die blaue Blume ein seither immer wieder zitiertes Symbol für – wie man in Metzlers LITERATUR LEXIKON nachlesen kann – *»... die Sehnsucht der Romantiker nach dem entgrenzten Erlebnis kosmischer und geistiger All-Einheit«*. Aber auch ohne die geheimnisvolle Blume wäre die Farbe Blau

mehr als geeignet, die Sehnsucht – und zwar besonders die unerfüllbare Sehnsucht – zu repräsentieren. Fühlen wir Sehnsucht doch immer nach dem Fernen, und das Ferne erscheint als blau: der hohe Himmel, die Berge am Horizont, das weite Meer. Besteigt man aber ein Flugzeug, um dahin zu gelangen, wo der Himmel wirklich blau ist, oder ein Fahrrad, um die blauen Berge zu erreichen, oder versucht man, ein Marmeladeglas voll blauen Meerwassers mit nach Hause zu nehmen, wartet am Ende immer eine Enttäuschung (= die Befreiung von einer Täuschung). Blaue Ferne gibt es eben nur als ewig sich entziehende Ferne, ankommen in ihr kann man nicht.

Ob man sich nun wie der romantische Dichter nach der All-Einheit sehnt, nach einem Kind, einem eigenen Zimmer oder nach dem zuverlässigen Fortbestand der von der Witwe lächerlich überbewerteten kleinen Geflügelei hinterm Haus, das Gefühl ist immer ähnlich: Der aktuelle Zustand wird als defizient empfunden, der ersehnte wird glorifiziert – ach hätte ich doch endlich eine Frau, ach könnte ich doch endlich richtig Klavier spielen, ach wäre ich doch endlich wieder in Honolulu.

So sehnen sich die Sehnsüchtigen durch ihre Tage und riskieren dabei, vor lauter Konzentration auf die ersehnte Zukunft die Gegenwart zu ignorieren. Da hat schon mancher sein halbes Leben verpaßt, weil er sich quasi über Jahre hinweggesehnt hat, am Stück oder auch in der Summe, von Wochenende zu Wochenende, von Urlaub zu Urlaub, von Wiedersehen zu Wiedersehen.

Und ab und an sehnt sich denn wohl auch ein vom Ehrgeiz getriebener Rastloser einfach nur nach Zufriedenheit.

Allerdings lassen sich mindestens drei Zufriedenheitsvarianten identifizieren, von denen ein seltsamer Muff herweht. Da gibt es zunächst die Zufriedenheit, die sich in gefährli-

der Typologie Bettler, Zerlumppte Alte, Blinde, Einsame, Verarmte. Den spanischen Maler prägte in jenen Jahren ein tiefes soziales Empfinden. Für ihn besteht ein enger Zusammenhang zwischen Kunst, Trauer und Schmerz. | BLAU DES BLUES: Das Gefühl der Hoffnungslosigkeit in seinen blauen Bildern beschreibt der Kunsthistoriker H.W. Janson folgendermaßen: »Picassos berühmtes BLAU ist das BLAU des Elends, der kalten Finger, der Frostbeulen, der blutleeren Lippen, des Hungers. Es ist das BLAU der endlos melancholischen Sonntage und

cher Nähe zur moralischen Kategorie der Bescheidenheit bewegt. Manche Leute neigen dazu, sich die Frage nach der Bewertung ihrer aktuellen persönlichen Situation gar nicht erst zu Ende anzuhören, sondern eiligst mit einem munteren, fast automatisiert wirkenden »Ich bin zufrieden!« zu beantworten. Ist ja klar: Wer sich um die maximale Steigerung seiner Pflegeleichtigkeit bemüht, indem er seine eigenen Interessen konsequent hintenansetzt, wer nichts fordert und ohne zu mucken alles leistet, was von ihm verlangt wird, kann damit rechnen, daß ihm zwischen- durch auch mal ordentlich auf die Schulter geklopft wird – von Leuten, die von seiner selbstverordneten Zufriedenheit profitieren.

Desweiteren wäre die dubiose Zufriedenheit zu nennen, die durch Ignoranz zustande kommt. Ein Satz wie »Ich kann mir zum Frühstück lecker Lachs leisten, ich bin zufrieden« müßte eigentlich fortgesetzt werden mit den Worten »... und damit ich's auch bleibe, werde ich mich mal besser nicht so genau dafür interessieren, wieso der so billig ist«. Damit soll nun wirklich nichts gegen Lachs zum Frühstück gesagt sein, nur gegen die Annahme, daß, wenn man es nett hat, es auch automatisch alles nett ist.

Und schließlich ist Zufriedenheit natürlich auch ein effektiver Verhinderer großer Werke. Wenn Schreibfeder, Pinsel und Notenblatt immer weggelegt worden wären, als das Resultat schon ganz annehmbar war – kann man doch mit zufrieden sein –, wäre aus vielen großartigen Büchern, Bildern, Blasmusiken mit Sicherheit kein Meisterwerk geworden.

Und was bleibt nun, wenn man sich von der Sehnsucht nicht aus der Gegenwart heben lassen, aber auch nicht mit zufrieden überm Bauch gefalteten Händen Meer-schaumpfeifchen paffen mag?

Vielleicht etwas, das manchmal bei Menschen zu beobachten ist, die schön gärtner. Sie tun, was zu tun ist, werden niemals fertig, haben morgen und morgen und wieder morgen von früh bis spät zu arbeiten, geraten dabei aber nicht außer Atem, denn sie haben den Garten so eingerichtet, daß er ihren Kräften entspricht. Saat und Pflege und Ernte haben ihre Zeit, und die Freude an der Frucht ist kaum größer als die am Säen oder am Gießen. Sie sind mit der ganzen Sache im Frieden.

Klar gibt's auch haufenweise beklopfte Gärtner, aber von denen ist hier nicht die Rede.

Montage, das BLAU des Blues.« In den romanischen Ländern gilt BLAU als Farbe der Schwermut, aber auch in den anglo-amerikanischen Ländern ist die Redensart »I am feeling blue« gebräuchlich, was soviel heißt wie »Ich fühle mich schwermütig, niedergeschlagen.« Die Musik des Blues, jener schwermütigen Lieder der Schwarzen Nordamerikas, greift diese Wahrnehmung von BLAU auf. Hier endet nun die »Reise ins Blaue«. In diesem Sinne – mach mal Blau, hinter'm Horizont!



Sie haben einen 14-Stunden-Arbeitstag?

... und müssen sogar Ihre Lebensmittel
manchmal an der Tanke kaufen?

Dann ist unser hEft-Abo genau das Richtige für Sie! Sie bekommen die nächsten vier Ausgaben druckfrisch zugesandt. Zwei Möglichkeiten stehen Ihnen dabei zur Verfügung:

- **Normal-Abo:** 10 Euro
 - **Förder-Abo:** 20 Euro
- } für 4 Ausgaben

Das Abo ist nach Info und Überweisung auf unser Konto (siehe Impressum) aktiviert und wird nicht automatisch verlängert.



**Damit Sie Ihren Feierabend
das nächste Mal richtig
genießen können!**

Das nächste hEft-Heft erscheint am 23. Dezember 2005

(hEft-reliet-Party am 22. Dezember im TIKO!)

Redaktionsschluß/ Anzeigenschluß: 25. November
Kontakt: heft@kulturrausch.net

hEft im Netz: www.kulturrausch.net

Das hEft sucht



VERBÜNDETE!

Damit das hEft vierteljährlich
erscheinen kann, brauchen wir
Ihre/Eure Unterstützung!

Es gibt zwei Fördermöglichkeiten:

- a) **ANZEIGEN** Größe 8,6 x 5,5 cm
(einfach) oder 17,7 x 5,5 cm
(doppelt) – hoch oder quer
- b) **SPENDEN** Sie spenden dem
Kulturrausch Betrag X und
bekommen dafür eine Spenden-
quittung und eine entsprechende
Danksagung im Heft.

Ihre Vorteile liegen auf der Hand:

- 1) Ein Platz im hEft ist Ihnen sicher!
Und: das hEft wandert durch
mehrere tausend Erfurter Hände
und wird besonders intensiv gelesen.
- 2) Das hEft liegt exklusiv in Ihrem
Laden/Ihrer Kneipe oder Firma aus!
- 3) Sie haben eine gute Tat vollbracht
und stärken die gebeutelte Erfurter
Kultur!

**Möchten Sie das hEft unterstützen?
Dann melden Sie sich unter:
heft@kulturrausch.net**

AUTOR/INNENVERZEICHNIS: ALEXANDER PLATZ, Jg. 1975, Erfurt | ANDRÉ KUDERNATSCH, Jg. 1970, lebt in Erfurt und Leipzig, www.kudi.de | ANDREAS BAUER, Grafiker, Erfurt | ANNEMARIE FREY, Jg. 1975, Erfurt | CLARA EHRENWERTH, Jg. 1987, Erfurt | CHRISTOPH STEIER, 1979, Literaturwissenschaftler | DANIEL TANNER, Jg. 1972, Erfurt | DIE GÜTE ÜTE ist Regierungspräsidentenberaterin von Takatukaland und wurde dementsprechend als billige und allzuschlaue Arbeitskraft von der SPD auf Bundes- und von der CDU auf Landesebene eingekauft. Sie analysiert Probleme und findet vernünftige Lösungen, CDU und SPD entscheiden sich pragmatisch für das Gegenteil. Sie schreibt aus Verbitterung. | FRANK DIEHN, Jg. 1976, quErfurt, f0todEsiGn & gRafik, www.frankon.de | FRANZISKA WILHELM, Jg. 1981, studiert und lebt in Leipzig | JANA RABISCH, Jg. 1973, Grafikerin/Illustratorin, Erfurt | JAROMIR KONECNY, geb. 1956 in Prag, lebt in München | KERSTIN WÖLKE, Jg. 1974, geb. in München, seit 1994 in Erfurt, Lehramtsstudentin, Versandhausangestellte, Dipl. Theoret. | MATTHIAS HOHMANN, Grafiker, Sömmerda, www.g-staltereide.de | MAIK LIPPERT, geboren 1966 in Erfurt, jetzt Ausbilder in Berlin, diverse Preise und Stipendien, Veröffentlichungen in Anthologien, Zeitschriften und im Internet. | PAOLO FUSI (47) ist in Rom entworfen, in Zürich produziert und in Erfurt fertiggestellt worden. Er glaubt an den mythischen Francesco Totti und noch mehr daran, daß die Mutter der Idioten immer schwanger ist. | RALF RUDOLFY, Jg. 1966, Herkunftsniedersachse, Wahlerfurter | STEFFI WINKLER, JG. 1978, Fotografin und Illustratorin, Erfurt | STEFAN WERNER, Jg. 1975, Erfurter | STEFAN SCHÜTZ, Jg. 1964, Lyriker, lebt in Erfurt | SVEN GATTER, Jg. 1978, geb. in Halle/ Saale, lebt und studiert in Erfurt | TILL BENDER, Bremen | ULF SALZMANN, Jg. 1976, Architekt und Zeichner, Weimar.